

(vierteljährlich M. 2,60)

handlungen, sowie quartalweise auch durch jede Postanstalt.



Aus den Geheimakten des Welt-Detektivs Kriminal-Wochenschrift.

No. 108.

Aus dem
Inhalt:

Die rote Witwe von Paris.



Mit hoch erhabener Externe Leuchttate des verheerendsten Meiß den Ungeheuren zum greulichen Mord.

Geheimakten des Welt-Detektivs.

Nr. 108.

Berlin, den 9. Februar 1909.

Preis 20 Pfg.

Inhalts-Verzeichnis:

Die rote Witwe von Paris	Seite 1	Lustige Ecke	Seite 32
Der Paletot	" 29	Inserate	Seite 32 und die letzte Umschlagsseite
Humor aus dem Gerichtssaal: Die Hose des Bräutigams	" 31		

Diese Wochenschrift darf in Leihbibliotheken und Lesezirkeln nicht geführt werden.

W.R. 31. Juli 1950

Die rote Witwe von Paris.

I. Kapitel.

Die Bluttat vom Impasse Roufin.

Eine zauber schöne, liebliche Maiennacht ist es. —

Silbern flutet der Mondschein durch die spitzenverhüllten Fenster einer eleganten Wohnung in einer der vornehmsten Straßen in Paris. In dem behaglichen Schlafgemach beleuchtet er ein entsetzliches Bild.

Ein Bild, so grauig und furchtbar, so schaurig in der magischen, bläulichen Beleuchtung des Mondlichtes, daß einem Beschauer das Blut in den Adern gerinnen würde.

In einem der nebeneinander stehenden Betten liegt in den weißen Kissen regungslos ein Mann mittleren Alters mit offenstehendem Munde und weit aufgerissenen Augen.

Wie in wahnsinnigem Schreck starren sie gläsern vor sich hin, wie nach einer unsichtbaren Schreckgestalt, entsetzt und unbeweglich, wie erstarrt in Furcht und Grauen!

Die schlanken, weißen Finger krallen sich in die Decke, das mit blauen Borden besetzte Nachthemd ist zerrissen, und der Hals zeigt rote, aufgelaufene Strangulationsmarken und Kratzwunden.

Neben dem Toten liegt, vom Kopf bis zu den Füßen an die eigene Bettstelle gefesselt, ein schönes, marmorbleiches Weib; das tizianblonde Haar fällt ihr über Gesicht und Schultern und ringelt sich um ihren Hals gleich glänzenden, blutroten Schlangen.

Jetzt bewegt sie leise den Kopf. Ein zitternder Seufzer entringt sich ihrer Brust, ein scheuer, angstvoller

Blick streift den Toten an ihrer Seite — — — dann schreit sie gellend auf:

„Hilfe! H — i — l — f — e!! Mörder!!“ — —

Schauerlich hallten die Rufe durch die stille Nacht. Dann begann sich's in dem Hause zu regen. Die Tür des Schlafzimmers öffnete sich.

Der Schein einer Lampe fiel quer über die teppichbelegten Dielen, und die Gestalt eines in eine Livree gekleideten Mannes schob sich ins Zimmer.

„Was gibt es, Madam?“ fragte er aufgeregt, sich scheu den Betten nähernd.

Er hob die Lampe.

Im nächsten Augenblick prallte er entsetzt zurück. Klirrend fiel die Leuchte zu Boden. Das Licht erlosch. —

Wieder breitete sich Nacht über das grauige Bild. „Ermordet haben sie ihn!“ schrie da die gefesselte Frau, „Eionel! Mein Gatte ist umgebracht! Kommen Sie und lösen Sie mir die Fesseln! Man hat mich gebunden! Eionel!“

Der Mann, der eine schokoladenbraune, betretete Bedientenlivree trug, tastete näher.

Sprachlos, keines Wortes mächtig, hatte er dagestanden. Jetzt löste er mit zitternden Fingern die vielverschlungenen Fesseln von dem schönen, schwellenden Körper der leichtgekleideten Frau, die leise vor sich hin wimmerte.

„Laufen Sie! Holen Sie die Polizei!“ herrschte sie den Diener dann an, der ganz konsterniert das Fenster geöffnet hatte und eben laut um Hilfe rief.

Der Mann entfernte sich, einen entsetzten Blick auf seinen toten Herrn werfend.

Er hatte kaum das Zimmer verlassen, als eine alte Frau mit zerrautem, grauem Haar in dasselbe eilte.

„Mein Gott! Mein Gott!“ murmelte sie, „wie bringe ich es ihr bei!“

Händeringend stürzte ihr die Frau entgegen, die damit beschäftigt war, sich anzukleiden. Sie umschlang die vor dem Anblick des Toten zurücktaumelnde Alte, und in abgerissenen Worten stammelte sie zusammenhanglose Sätze ohne jeden Sinn.

„Sieh her, Marietta!“ schrie sie schließlich, „da liegt er, tot! Erwürgt!“

„Und Ihre Mutter?“ flüsterte die Alte mit zitternden Lippen.

„Was ist mit ihr?“

„Sie ist auch — tot. Ich fand sie — erdrosselt — in ihrem Bett — —“

Totenstille folgte. Dann drangen hysterische Schreie durch das Zimmer, die die Alte mit begütigenden Worten zu dämpfen suchte, während sie ihrer Herrin beim Ankleiden behilflich war. — —

Der Morgen hatte inzwischen zu grauen begonnen, und in dem düstern Dämmerlicht desselben wirkte die hagere Alte mit dem weit vom Nacken abstehenden, dünnen, grauen Zöpschen grotesk und unheimlich.

„Wollen Sie jetzt zu ihr? Soll ich Sie zu Ihrer armen Mutter begleiten?“ fragte sie, ein Tuch um die Schultern ihrer Gebieterin legend.

„Nein! Nein — lassen Sie mich!“ kreischte diese auf, entsetzt aus dem Zimmer flüchtend.

In demselben Augenblick, als sie den weiten Vorraum betrat, öffnete sich die Entree. Der Diener Lionel Brouillard war zurückgekehrt in Begleitung einiger Polizeibeamten und des Chefs der Kriminalpolizei, der gesellschaftlich im Hause der so plötzlich ihres Gatten und ihrer Mutter beraubten Dame verkehrte.

„Meine liebe, gnädige Frau!“ rief er, ihr entgegen-eilend und sie stützend, denn sie drohte umzusinken.

Sorgsam führte er sie nach dem Salon, dessen Türen offen standen, wo er sie auf einen Sessel niedergleiten ließ. Dann eilte er aus dem Zimmer, um die Feststellung des Tatbestandes mit dem inzwischen eingetroffenen Gerichtsarzt und den anderen Herren der Mordkommission zu beginnen.

Man betrat zunächst das Zimmer der alten Dame.

Diese lag bewegungslos, das Gesicht der Wand zugewandt, in ihrem Bett. Die Augen hatte sie halb geschlossen, aber auch sie zeigten einen verwunderten, entsetzten Ausdruck. Das gelöste, schwarze, mit einzelnen Silberfäden durchzogene Haar hing wirr um die Stirn, und auch hier fanden sich am Halse tiefe Strangulationsmarken.

Nur kurze Zeit dauerte die Untersuchung, dann begab sich Monsieur Samard wieder nach dem Salon, wo ihm Madam schon entgegenkam, das Taschentuch an den Augen.

„Sämtliche Schränke sind erbrochen,“ klagte sie mit gerungenen Händen, „Geld und Juwelen sind gestohlen — ach, und mein armer Gatte! Meine unglückliche Mutter!“

„Beruhigen Sie sich, Madam,“ bat der Polizeichef, „fassen Sie sich, so gut Sie können, und versuchen Sie, mir den Hergang der entsetzlichen Tat zu erzählen. Sie sind ja doch wohl die einzige Augenzeugin, da die Dienerschaft erst auf Ihre Hilferufe herbeieilte und dann schon vor vollendeter Tatsache stand.“

„Mein Gott — womit soll ich beginnen?! Die furchtbaren Erlebnisse haben mich verwirrt, ich bin unfähig, meine Gedanken zu konzentrieren,“ schluchzte die schöne Frau.

Der Polizeibeamte ließ ihr Zeit.

„Es war entsetzlich!“ schrie sie. „Vier Menschen waren es, die plötzlich ins Zimmer drangen, drei Männer und eine Frau mit rotem Haar, ich glaube in ihr ein früheres Modell meines Gatten erkannt zu haben.“

„Und der Name jenes Weibes?“ Monsieur Samard machte sich eifrig Notizen.

„Ich kenne ihn nicht — ich weiß nichts weiter von ihr, als daß sie als Modell ihren Lebensunterhalt verdiente.“

Enttäuscht betrachtete der Beamte die Spitze seines silbernen Bleistifts.

„Wollen Sie mir, bitte, die drei anderen näher beschreiben?“ fragte er.

Hastig kam die Antwort, die die Dame mit geröteten Wangen und wogendem Busen gab:

„Es waren drei große, maskierte Männer in langen, schwarzen, kastanähnlichen Gewändern.“

„Kastanähnlich?“ fragte Samard verwundert dazwischen.

„Ja. Es waren schwarze Kastans, die sie trugen. Sie verbargen ihre Gestalten fast vollständig, und ihre riesenhaften, schwarzen Schatten glitten gespenstisch im Zimmer umher. Ich glaubte, zu träumen — eine furchtbare Vision zu haben. Beim Erwachen sah ich die vier, wie sie sich auf meinen Gatten gestürzt hatten, aber noch ehe ich schreien konnte, fühlte ich mich am Halse gewürgt, und ein starker Knebel von Watte verschloß mir den Mund. Dann begannen sie, mich zu fesseln.“

„Sie waren gefesselt?“ fragte Samard. „Und wer befreite Sie?“

„Der Diener Lionel Brouillard. Als die Verbrecher sich entfernt hatten, schrie ich um Hilfe — und er erschien sofort.“

„Sie schrien um Hilfe, Madam? Sagten Sie nicht, daß Sie geñebelt waren?“

Erwartungsvoll sah der Beamte der schönen Frau ins Gesicht.

„Es war mir nach unsäglicher Mühe gelungen, durch Bewegungen der Zunge den Knebel zu lockern und schließlich auszustoßen. Dann erst vermochte ich meine Stimme zu gebrauchen,“ erzählte sie, das Taschentuch gegen das Gesicht pressend.

„Der Diener Lionel Brouillard war der erste, der herbeieilte?“ fragte der Beamte.

„Ja, er kam sofort und befreite mich, worauf ich ihn dann zu Ihnen sandte.“

„Ich möchte den Mann gern noch einmal sprechen, vorher werde ich mich aber nochmals nach den Mordzimmern begeben.“

Der Beamte erhob sich.

„Ich werde Sie begleiten,“ erklärte da plötzlich die schöne Frau, sich gleichfalls erhebend.

„Wie, Sie wollten?“

„Ach, ich habe ja meine unglückliche Mutter noch nicht gesehen,“ weinte sie auf, schluchzend das Gesicht in den Händen bergend.

„Seien Sie stark, Madam!“ tröstete der Beamte, „Gott hat Sie schwer geprüft, aber Sie müssen den Mut haben, alles mit Fassung zu ertragen — um Ihrer Tochter willen!“

„Mein Kind! Meine arme, kleine Marthe! Wie wird sie es tragen!“ rief sie unter Tränen, am Arme des Polizeichefs nach dem Schlafzimmer der alten Dame wankend.

„Mutter! Mutter!!“ schrie sie, an dem Bett zusammenbrechend, „auch du! Nun bin ich ganz verlassen! Aber ich werde euch rächen! Ich werde sie finden, die elenden Mörder meiner Lieben! Wo sie auch seien, sie werden mir nicht entgehen!“

Sanft führte sie Lamard hinweg. — — — — —

In dem Bedientenzimmer saß bleich, mit stierem Blick, Lionel Brouillard und starrte wie geistesabwesend zum Fenster hinaus. Erst als der Polizeichef eintrat, fuhr er empor aus seinem Sinnen. Er erhob sich und nahm eine achtungsvolle Stellung ein.

„Bitte, behalten Sie Platz,“ bemerkte der Beamte höflich, „ich möchte nur einige Fragen an Sie richten. Ihren Namen weiß ich schon: Lionel Brouillard. Stimmt das?“

„Ja wohl, Herr!“

Der Beamte machte sich Notizen.

„Geboren?“ fragte er dann kurz.

„Am 25. Dezember 1876.“

„Und wo?“

„In Vitre, in der Bretagne.“

Lamard musterte den Sprecher kurz und fuhr dann fort:

„Seit wann befinden Sie sich im Dienste des Hauses Saint Pierre?“

„Seit zwei Jahren, Herr.“

„Und haben Sie sich in Ihrem Dienste wohlgefühlt?“

„Sehr, Herr. Unser armer ermordeter Herr war sehr gütig und durchaus nicht geizig, und Madam ist wohl launenhaft, aber —“

„Wo befanden Sie sich während der Mordnacht?“ unterbrach ihn der Polizeichef.

„In meinem Zimmer,“ gab der junge Mann Auskunft, wie es schien, etwas verwundert.

„Haben Sie während der Nacht nichts Auffälliges bemerkt?“

„Nein, nicht früher, als bis Madam laut um Hilfe schrie. Ich habe einen sehr festen Schlaf,“ fügte er erläuternd hinzu.

„Nun erzählen Sie mir einmal nacheinander, was Sie taten, als Sie Ihre Herrin fanden und wie Sie diese befreiten.“

„Ich erwachte mit dem unbestimmten Gefühl, einen lauten Schrei gehört zu haben,“ begann Lionel zu erzählen, „und ehe ich noch recht zur Besinnung kam, hörte ich noch einmal gellend und durchdringend um Hilfe rufen.“

Es war die Stimme meiner Herrin, und der Schreck fuhr mir durch alle Glieder. Mit beiden Beinen zugleich sprang ich aus dem Bett, riß meine Kleider vom Stuhl und fuhr hinein. Dann eilte ich nach oben. Vor der Tür des Schlafzimmers meiner Herrschaft machte ich erst Halt. Ich genierte mich, so ohne weiteres einzutreten, und ich klopfte deshalb erst an. Ein erneuter Hilferuf war die Antwort — und nun öffnete ich kurz entschlossen die Tür und betrat das nur vom Mondlicht erhellte Zimmer! Ich hob die Lampe hoch — — und — Monsieur — das kann ich nicht schildern, was ich nun sah! Zu grausig, zu entsetzlich war es! Aber Sie haben es ja selbst gesehen!

„Unser armer, guter Herr! Ich kann es nicht fassen! Mir ist, als ob alles ein Traum wäre!“

Der Polizeichef trommelte nervös mit den Fingern auf der Platte des einfachen Eichentisches.

„Kommen Sie zur Sache,“ sagte er, „fahren Sie in Ihrer Erzählung fort.“

Der Diener wischte sich mit einem großen, roten Taschentuch den Schweiß von der Stirn.

„Ich war zunächst wie gelähmt vor Entsetzen,“ erzählte er weiter, „ganz mechanisch ging ich zum Fenster, öffnete es und schrie laut um Hilfe.“

„Das ist eigentlich merkwürdig,“ fiel ihm der Polizeichef ins Wort, „es wäre doch näherliegend gewesen, daß Sie sofort das Haus alarmierten und nach der Polizei eilten.“

„Das tat ich dann auch.“

„Aber erst auf Befehl Ihrer Herrin.“

„Was wollen Sie damit sagen, Herr?“ Brouillard erbleichte bis in die Lippen.

„O, nichts. Fahren Sie nur fort,“ gab der Beamte kühl zurück.

„Ich habe nichts mehr hinzuzufügen,“ erklärte der Diener kurz. Ein leises Klopfen ertönte an der Tür.

„Entrez!“ befahl der Präsident barsch. Die alte Marietta stand auf der Schwelle.

„Madam Saint-Pierre lassen noch für einen Augenblick bitten,“ meldete sie, worauf sich der Beamte sofort erhob.

„Halten Sie sich zur Verfügung,“ rief er dem Diener zu, dann entfernte er sich.

In ihrem verdunkelten, in Weiß und Gold gehaltenen Boudoir lag die schöne Frau, anscheinend in Tränen aufgelöst, auf einer Chaiselongue. Sie bemerkte den Eintretenden nicht früher, als bis dieser sich leicht räusperte.

„Sie ließen mich rufen, Madam?“ fragte er, ganz Mitleid und Anteilnahme.

„Nehmen Sie noch einen Augenblick Platz, Monsieur,“ bat sie mit müder Stimme. „Ach, sagen Sie mir das eine, haben Sie etwas entdeckt, das auf die Spur der verruchten Mörder führt?“ Sie rang die weißen, beringten Hände und wandte ihm ihr schönes, marmorbleiches Antlitz zu.

„Meine liebe, gnädige Frau,“ sagte er warm, „Sie müssen mir Zeit lassen zu meinen Untersuchungen. Ich verstehe wohl, daß Ihnen daran liegt, die Schurken so bald als möglich der Gerechtigkeit zu überliefern. So schnell geht die Sache aber leider nicht, wir müssen doch erst recherchieren.“

Sie seufzte tief auf bei seinen Worten und preßte das feine, parfümierte, spitzenbesetzte Taschentuch an die Augen.

„Haben Sie einen bestimmten Verdacht?“ fragte der Beamte. Sie hob die Augen und riß nervös an den Spitzen des Tuches.

„Ich weiß nicht recht — mir kommt es vor —“ stammelte sie, nach Worten suchend.

„Sprechen Sie es ruhig aus,“ ermunterte der Polizeibeamte. „Nach Lage der Dinge haben die Schurken sehr gut in Ihrem Hause Bescheid gewußt. Haben Sie vielleicht Verdacht auf einen Ihrer Diensthboten?“

„Ich weiß nicht — das Benehmen des Dieners Lionel Brouillard ist mir aufgefallen,“ begann sie stoßend, während ihr Gegenüber hoch aufhorchte und sich Notizen machte.

„Haben Sie ihn vielleicht unter den vier maskierten Gestalten etwa an seinen Bewegungen erkannt?“

„Behaupten kann ich es nicht.“ Sie hielt die Augen gesenkt und schien nachzudenken.

„Die Verbrecher trugen nach Ihrer Angabe kastan-ähnliche, schwarze Gewänder, können Sie mir dieselben nicht noch näher beschreiben?“

„Ja, wie soll ich das tun? Sie sahen so aus, als ob sie aus einem Maskenverleihinstitut stammten,“ erwiderte sie.

Der Beamte sann einen Augenblick nach.

„Fassen Sie Mut, gnädige Frau,“ sagte er, sich verabschiedend, „die Wahrheit wird an den Tag kommen. Ich werde zunächst eine genaue Durchsuchung Ihres Hauses veranstalten bei meiner Rückkehr. Meine Beamten werden inzwischen Sorge tragen, daß niemand weder das Haus verläßt, noch betritt.“

„Meine arme, kleine Tochter muß benachrichtigt werden,“ schluchzte die schöne Frau, „sie befindet sich schon auf unserm Sommeritz, auf den wir ihr heute nachkommen wollten.“

„Ich werde selbst eine Depesche besorgen,“ bot sich der Untersuchungsführende höflich an, eine solche schonendsten Inhaltes aufsetzend. Dankend reichte sie ihm die Hand, über die er sich zu einem langen Handkuß beugte.

Die Tür fiel hinter ihm ins Schloß.

Eilends begab er sich nach einem in einer Nebenstraße befindlichen Maskenverleihinstitut. Der Inhaber desselben, ein kleiner, beweglicher Herr, kam beim Klang der Sadenklingel aus einem finsternen Hinterzimmer hervor, sich noch verschlafen die Augen reibend.

„Was steht dem Herrn zu Diensten?“ fragte er die-nernd. Der Auskunftsuchende legitimierte sich.

„Sind bei Ihnen vor kurzem drei schwarze Kastans ausgeliehen worden?“ fragte er dann.

Der Geschäftsinhaber schüttelte langsam den Kopf.

„Ich wüßte nicht,“ sagte er, „nein, ganz bestimmt nicht.“

„Haben Sie überhaupt schwarze Kastans?“ fragte der Beamte.

„Aber gewiß, schöne Sachen, herrliche Sachen, wie neu!“ versicherte der Verleiher. „Wollen Sie, bitte, die Umhänge einmal einer Prüfung unterziehen?“ Der Mann verschwand kopfschüttelnd im Hintergrunde des Ladens. Bald darauf vernahm man einen Fluch.

„Sacré nom du ciel! Ich bin bestohlen!“

Der Polizeichef trat näher.

„Vermissten Sie sonst noch etwas?“ fragte er. Der Mann suchte nach und schüttelte dann den Kopf.

Zehn Minuten später verließ der Vorstand das Maskenverleihinstitut wieder.

„Eine seltsame Geschichte,“ murmelte er vor sich hin. Aber die Täter sind nicht weit zu suchen. Der Verdacht gegen den Diener verstärkt sich immer mehr.“

In der Villa wieder angekommen, unterzog er ein unglaublich dummes, kleines Hausmädchen einem längeren Verhör, konnte aber von ihr nichts weiter erfahren, als daß sie während der gräßlichen Ereignisse geschlafen habe. Sie war durch dieselben so stumpfsinnig und verstört, als habe man sie auf den Kopf geschlagen.

Etwas mehr wußte die alte Marietta zu erzählen. Sie gab an, daß sie schon Jahrzehnte im Dienste ihrer Herrschaft stand.

„Wann und wie entdeckten Sie den Mord?“ fragte der Polizeichef.

„Ich hörte jemand zum Fenster heraus um Hilfe schreien,“ erzählte sie, „es war Lionel Brouillards, des Dieners, Stimme. Sofort eilte ich nach seinem Zimmer. Ich fand es leer. In der Annahme, daß vielleicht der alten Dame etwas passiert sein könnte, lief ich nach ihrem Boudoir und klopfte an. Als ich keine Antwort erhielt, trat ich ein — und da fand ich sie — erdrosselt! Sie lag halb im Bett, halb an der Erde. Die Nachtlampe war umgestürzt, die Kästen und Schränke aufgezogen und durchwühlt.“

Sie machte eine Pause und schüttelte den grauen Kopf, die knochigen Finger ineinander flechtend. Samard räusperte sich.

„Was taten Sie nach dieser Entdeckung?“ fragte er.

„Ich versuchte, um Hilfe zu schreien — aber die Stimme versagte mir. Die Lampe flirrte in meiner Hand, daß die Flamme hoch aus dem Zylinder schlug, so zitterten mir die Glieder. Ich wankte eine Treppe höher, wo Madam und Monsieur schlafen — ich wollte sie auf das Entsetzliche vorbereiten.“

Da fand ich unsern Herrn — tot fand ich ihn! — Monsieur le commissaire, es ist wie ein Wunder, daß ich das alles überlebt habe!“

„Wann gingen Sie am gestrigen Abend zu Bett?“

„Um zehn Uhr.“

„Sie verlöschten vorher das Licht in der Küche, vermute ich —“

„Nein, das tat ich nicht. Lionel, der Diener, saß noch am Tisch und las. So sagte ich ihm: 'Bonne nuit!', empfahl ihm, nicht zu vergessen, das Gas abzudrehen, und begab mich nach meinem kleinen Stübchen.“

„Hörten Sie, wann der Diener die Küche verließ?“

Samard konnte seine Erregung kaum verbergen. Die Alte fuhr glättend über ihre Schürze.

„Das kann ich nicht sagen,“ erwiderte sie zögernd, „ich habe mich gleich zur Ruhe begeben und bin auch sofort eingeschlafen.“

Der Beamte entließ nun die Alte.

Darauf wurde der Diener noch einmal eingehend verhört.

Verschlossen und kurz gab er Auskunft.

„Sie haben kein Recht, mich zu beleidigen!“ fuhr er einmal während dieser Unterredung auf, und als Samard ihm erwiderte: „Spielen Sie doch nicht Komödie!“, da war es, als wollte er sich mit geballten Fäusten auf den Beamten stürzen. Aber er bezwang sich. Totenbleich stand er da.

Kurz darauf fand eine Haussuchung statt, an der sich auch Madam Saint-Pierre lebhaft mit beteiligte. Nachdem man sämtliche herrschaftlichen Räume in Augenschein genommen hatte, ohne auch nur eine Spur der Täter zu entdecken, gelangte man auch in das Bedientenzimmer.

Eifrig suchten die Beamten.

Sie öffneten Kästen und Schränke, durchsuchten selbst die Betten, jedoch ohne Resultat.

„Wollen Sie nicht auch den Boden durchforschen?“ fragte die so plötzlich zur Witwe Gewordene.

„Den Boden?“ gab der Präsident etwas erstaunt zurück.

„Warum nicht? Wäre es nicht möglich, daß sich die Mörder da oben versteckt halten, oder zum mindesten doch ihre Beute dorthin gebracht haben?“ warf ein Beamter ein, sich schon nach der Tür wendend.

„Gewiß, wir wollen jeden Winkel durchstöbern. Vielleicht gelingt es uns doch noch, eine Spur der überaus schlaunen Verbrecher zu entdecken,“ entschied Samard, und über die knarrende Bodentreppe ging jetzt der Zug. Auf dem sonnenbeschienenen, sauberen Dachgeschoß befanden sich rechts und links mit Lattentüren versehene und mit eisernen Vorlegeschlössern versicherte Bodenkammern. Eine derselben stand offen, und man bemerkte in derselben allerhand Geräte.

„Pflegt die Tür dieser Kammer immer offen zu stehen?“ fragte der Polizeichef, sich an Madam Saint-Pierre wendend. Sie verneinte mit leisem Kopfschütteln.

„Der Diener Brouillard muß sie in diesem Zustande gelassen haben. Er ist auch der einzige, der Zutritt hat,“ sagte sie.

„Und wo befindet sich der Schlüssel gewöhnlich?“

„Lionel pflegt ihn meines Wissens nach bei sich zu tragen,“ gab die Dame Auskunft.

Dann traten sie ein und hielten sorgsam Umschau. Schon wollten die Beamten die Kammer unverrichteter Sache wieder verlassen, als die schöne Frau plötzlich, mit vorgeneigtem Oberkörper in eine Ecke starrend, ausrief:

„Was ist das? Ich sehe in jener Ecke etwas glänzen!“

2. Kapitel.

Unter schwerem Verdacht.

Alle folgten der Richtung ihrer Augen. Wirklich drang in einer Ecke in der Nähe des Dachfensters aus einer Mauerritze ein schwaches Blitzen hervor.

Ein Polizeibeamter sprang hinzu, und zum allgemeinen Erstaunen der Anwesenden brachte er, in Lappen gewickelt, eine Anzahl glitzernder Edelsteine zum Vorschein.

„Erkennen Sie dies als Ihr Eigentum, Madam?“ fragte Lamard.

Glühende Röte schoß der Angeredeten ins Gesicht.

„Die Steine!“ rief sie erregt. „Gewiß, alle sind aus einem mir gehörigen Schmuck gebrochen! O, diese Schurken! Die Schurken!“ Sie preßte die geballten Fäuste gegen die Schläfen und brach in hysterisches Weinen aus.

Die Bodentreppe knarrte beängstigend, als man sich wieder nach den unteren Räumen begab.

Der Polizeichef führte die anscheinend schwer leidende Dame nach ihrem Boudoir und begab sich dann nach dem Salon, wo er auf den Knopf der Bedienten Klingel drückte.

Die alte Marietta erschien, noch immer bleich und verstört.

„Monsieur befehlen?“ fragte sie mürrisch.

„Schicken Sie mir nochmals den Diener Brouillard,“ war die kurze Antwort.

Nach kurzer Zeit erschien der Gerufene, die Augen in trotzigem Feuer glühend, die Lippen zusammengepreßt, auf dem totenbleichen Gesicht einen finsternen Zug von Verslossenheit und mühsam verhaltener Wut.

Lamard betrachtete ihn einen Augenblick stumm und durchdringend.

„Ich möchte noch einige Fragen an Sie richten,“ bemerkte der Polizeibeamte nach kurzem Räuspern, sein Notizbuch zurecht legend und die Spitze seines Bleistifts prüfend.

Der Diener rührte sich nicht, keine Muskel bewegte sich in seinem Gesicht.

„Es befindet sich hier im Hause eine Bodenkammer, zu der nur Sie allein Zutritt haben,“ begann der Beamte, den jungen Mann lauernd beobachtend; „haben Sie diese Kammer immer ordnungsgemäß verschlossen?“

„Stets,“ lautete die in ruhigem Ton gegebene Antwort, „obgleich sie keine besonderen Wertachen enthielt.“

„So, meinen Sie?“ fragte Lamard, einen fast hämischen Zug um den Mund.

„Allerdings,“ entgegnete der Diener heftig, „diese Bodenkammer, zu der mir der Schlüssel übergeben wor-

den ist, dient nur als Aufbewahrungsort für Haus- und Gartengeräte —“

„Aber auch zum Versteck für andere Sachen,“ unterbrach ihn Lamard, sein Gegenüber scharf fixierend.

Er faßte mit zwei Fingern in die Westentasche und brachte die glitzernden Steine hervor, die er ihm in der flachen Hand hinhielt.

„Es ist nichts so fein gesponnen,“ sagte er dabei.

Mit einem Ruck war der Diener aufgeprungen. Die Hornesadern schwellen hoch auf an seiner Stirn.

„Herr! Was erdreisten Sie sich?“ schrie er, an allen Gliedern bebend vor ohnmächtiger Wut.

Der Beamte machte eine abwehrende Handbewegung.

„Versuchen Sie nicht, den wilden Mann zu spielen,“ sagte er kalt, „es wäre zwecklos und würde Ihnen nur schaden.“

„Was wollen Sie von mir?“ brüllte der andere mit heiserer Stimme. Die Augen traten ihm aus den Höhlen, seine Hände ballten sich zu Fäusten.

„Ruhe vor allen Dingen,“ donnerte jetzt Lamard. „Wagen Sie, angesichts dieser Beweisobjekte noch zu leugnen? Die Steine hier wurden in einem Raume versteckt gefunden, zu dem nur Sie Zutritt hatten und den Sie, wie Sie selbst zugeben, auch immer ordnungsgemäß unter Verschluss gehalten haben. Wie erklären Sie sich nun das Vorhandensein der Pretiosen in dieser Dachkammer?“

Lionel Brouillard wankte. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. Seine Hände tasteten nach einer Stütze und klammerten sich schließlich an der Tischkante fest. Er öffnete die Lippen, um zu reden, aber die Stimme versagte ihm den Dienst.

Mit Befriedigung beobachtete der Polizeichef die Wirkung seiner Worte. Dann begann er von neuem, nachlässig mit den Steinen spielend.

„Sie tragen den Schlüssel immer bei sich, wie mir gesagt wurde?“

Der Diener nickte nur, wie geistesabwesend vor sich hin starrend.

„Wollen Sie ihn mir einmal zeigen?“

Mechanisch suchte Brouillard in allen Taschen, ohne den Schlüssel jedoch zu finden.

„Ich werde ihn in der Rocktasche meiner Livreejacke haben,“ sagte er mit matter Stimme, „ich habe sie in meinem Zimmer.“

„Das tut ja auch gar nichts zur Sache,“ bemerkte der Beamte, die Steine wieder in die Westentasche gleiten lassend. Er lehnte sich in den Sessel zurück und betrachtete den vor ihm Stehenden von oben bis unten mit Siegerblicken, wie eine Spinne ihr Fliegenopfer.

„Sie waren gestern der letzte, der sich im Hause zur Ruhe begab?“ setzte er dann sein Verhör fort, „angeblich haben Sie noch in der Küche gelesen. Wie lange?“

„Etwa bis gegen elf Uhr.“

„Gingen Sie dann nach Ihrem Zimmer?“ fragte der Inquirierende.

Der Bediente zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Wie irre sah er um sich.

„Nein — —“ sagte er dann tonlos. Mit zitternden Händen wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Samard beugte sich weit vor.

„Und wo waren Sie, nachdem Sie die Küche verlassen hatten?“ forschte er. Seine scharfen Augen bohrten sich förmlich in das bleiche Gesicht des jungen Mannes. Es erfolgte keine Antwort.

Totenblaß starrte der Diener auf das Teppichmuster zu seinen Füßen.

Der Beamte erhob sich jetzt. Eine peinliche Stille trat ein. Dann räusperte sich Samard vernehmlich.

„Lionel Brouillard,“ sagte er, jedes Wort betonend, „wollen Sie nicht ein Geständnis machen? Glauben Sie mir, es ist am besten für Sie!“

„Ich habe nichts zu gestehen!“ keuchte der junge Mensch, außer sich.

Plötzlich wurde die Tür aufgerissen, und auf der Schwelle erschien Madam Saint-Pierre, einen Gegenstand in der Hand hochhaltend.

„Monsieur Samard!“ rief sie, auf ihn zueilend, „die Sonne bringt es an den Tag! Sehen Sie, dies hier!“ Sie zeigte ihm eine überaus kostbare Perle. „Sie gehört zu einem Ring, den mein unglücklicher Gatte getragen hat — —“

Nach Atem ringend, preßte sie die Hand aufs Herz. Erschöpft ließ sie sich auf einen Sessel sinken.

„Was ist mit dieser Perle?“ forschte der Beamte erregt.

„Ich — fand sie — in der Brieftasche des — Dieners! Ihre Beamten sind Zeugen!“ —

Nach leisem Klopfen traten jetzt die beiden Polizeibeamten ein, um nun auch ihrerseits von dem wichtigen Fund Bericht zu erstatten.

Da stürzte der Diener mitten unter sie, Schaum vor dem Munde, mit Händen und Füßen um sich schlagend.

„Ist denn alles wahnsinnig? Sind Sie alle geistesgestört? Was wollen Sie von mir?“ heulte er auf, das Gesicht in beide Hände bergend.

Samard legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Lionel Brouillard,“ sagte er feierlich, „im Namen der Republik, ich erkläre Sie für verhaftet!“

Er gab den beiden Beamten einen Wink, worauf sie dem Diener Fesseln anzulegen begannen. Der wehrte sich verzweifelt mit Händen und Füßen.

„Madeleine! Madeleine!“ schluchzte er, „o mein Gott! Und zu Johanni wollten wir heiraten!“

Samard warf der schönen Frau einen bedeutungsvollen Blick zu.

„Ah — natürlich!“ flüsterte diese, „und dazu brauchte er Geld!“

„Wer ist Madeleine?“ forschte der Beamte.

„Wer wird es sein? Seine Geliebte,“ erwiderte die Dame, dann sank sie wie gebrochen auf eine Chaiselongue nieder.

Vom Garten her hörte man noch das verzweifelte Schluchzen des Dieners, bis sich die schwere Pforte hinter dem Häftling und seinen Transporteuren schloß. —

Mit bleierner Schwere lastete jetzt unheimliche Stille über der hübschen Villa der Familie Saint-Pierre. Die Herrin derselben hatte sich in ihr Boudoir eingeschlossen, nachdem sie den Besuch des Hausarztes empfangen hatte.

Die Jalousien waren heruntergelassen. Auf der Straße vor dem Hause drängte sich eine neugierige, lebhaft gestikulierende Menge.

Halbwüchsige Jungen boten Extrablätter feil, mit gellender Stimme im Ausschreiertone rufend:

„Die furchtbare Bluttat im Impasse Roufin! Fünf Sous, messieurs, mesdames!“

Man umdrängte die Burschen und warf schauende Blicke nach dem so friedlich aussehenden, im Sonnenschein weiß leuchtenden Gebäude, vor dem zwei Polizisten Wache hielten.

Innen schien alles ausgestorben, obwohl man die junge Tochter des Hauses erwartete. In der Küche saß das kleine Hausmädchen auf dem Kohlenkasten, die Arme um die Knie geschlungen, mit verweintem Gesicht.

Leise murmelte sie vor sich hin:

„Ach, wenn ich doch nur heim könnte! Hier tunkte ich mich noch zu Tode!“

„Still! Ruhe!“ herrschte sie die alte Marietta an, die gleichfalls untätig in ihrem großen Stuhl am Fenster saß, die dünnen, abgearbeiteten Hände im Schoß verschlungen. Sie murmelte undeutliche Worte und schüttelte ab und zu den grauhaarigen Kopf.

Die Kleine warf ihr einen erschrockenen Blick zu.

Wie eine Hege sieht sie aus. Ach, wenn ich doch nur heim könnte, dachte sie, zusammenschauernd.

Die Alte erhob sich jetzt.

Mit schlürfenden Schritten ging sie den Korridor entlang nach dem Zimmer ihrer Herrin. Dort klopfte sie leise in kurzen Intervallen an.

„Wer ist da?“ klang es nervös hinter der Tür.

„Ich, die alte Marietta!“ kam es zurück.

„Was willst du?“ herrschte die Stimme im Innern.

„Madam, ich wollte Ihnen melden: ich gehe jetzt, unser Marthchen vom Bahnhof abzuholen,“ flüsterte die Alte.

„Ja, ja — geh!“ klang es ungeduldig, „aber bereite sie schonend vor!“

„Seien Sie ohne Sorge, Madam.“

Die Alte schlüpfte davon.

Nach einiger Zeit durchschritt sie, in einen grauen Mantel gehüllt, ein Tuch von der selben Farbe um den Kopf, den Garten, gleich einer großen, wandelnden Spinnwebe.

Nach einer heftigen Auseinandersetzung mit den Polizisten, die sie nicht herauslassen wollten, ging sie endlich, gefolgt von einer Menschenmenge, die sie mit Fragen bestürmte, auf die sie aber keine Antwort gab, nach der nächsten Haltestelle des Omnibus.

„Das arme Kind! Das arme Kind!“ murmelte sie vor sich hin. —

Eine halbe Stunde später kehrte sie wieder zurück in Begleitung eines ernsten, jungen Mädchens, mit ängstlichem, fast sorgenvollem Gesicht.

„Sag doch, Marietta, was ist geschehen? Du verbirgst mir etwas! Du hast mir nicht alles gesagt,“ fragte sie immer wieder.

Die Alte setzte ihrem Drängen ein beharrliches Schweigen entgegen.

Beim Anblick der beiden Beamten und der Menschenmenge erbleichte die Heimkehrende, plötzlich riß sie sich von der Alten los und stürmte voran ins Haus.

Die alte Marietta vermochte nicht, ihr zu folgen, sich bekreuzigend, humpelte sie hinterher. Ehe jemand die junge Dame verhindern konnte, war sie nach dem Atelier ihres Vaters geeilt, wo man die beiden Leichen nebeneinander aufgebahrt hatte. Mit einem gellenden Schrei brach sie bei dem furchtbaren Anblick zusammen. Dann warf sie sich unter wildem Schluchzen über die Leiche ihres Vaters.

„Papa! Papa!“ schrie sie, „mein lieber, einziger Papa! Großmütterchen! Was hat man euch getan?“

Mit dumpfem Fall schlug ihr Körper rücklings zu Boden.

So fand man sie. — — — — —

3. Kapitel.

Die dreizehn Höllenhunde von Montmartre.

„Ganz so habe ich mir ‚la ville lumière‘, das glänzende, lichtstrahlende Paris, vorgestellt,“ sagte ein junger, schlanker Mann in elegantem Reiseanzug zu einem neben ihm hergehenden, schweigsamen, älteren Herrn.

„Wo sind wir eigentlich jetzt?“ fuhr er fort.

Der andere orientierte sich schnell.

„Auf dem Place Pigalle befinden wir uns,“ sagte er, „hier ist die große Vergnügungsbörse von Paris.“

„Ah —“ machte der jüngere, „das ist hochinteressant. Wollen wir uns nicht auch ein wenig amüsieren?“

Sherlock Holmes, denn er war der eine der Reisenden, lächelte.

„Gewiß, wenn du das Bedürfnis hast,“ sagte er, „du brauchst ja nur zu wählen. Sieh dich um.“

Harry Taron blieb stehen und hielt Umschau.

Mit hellem Licht beleuchtete und noch grelleren Farben bemalte Schilder starrten ihm überall entgegen, aufdringlich, fast das Auge beleidigend.

„Pigalle“, las er halblaut, „Rat mort“ — „Monico“ — — sind das Kabarets, Meister?“

„Nein, my boy,“ lautete die Antwort, „hier findest du nur Vertreterinnen der Venus vulgivaga.“

„Aha,“ kam es gleichgültig zurück.

„Wolltest du vielleicht nach einem Kabarett?“ fragte der Detektiv.

„Wenn es nicht direkt Ihren Wünschen entgegen wäre —!“

„Dann weiß ich ein sehr nettes Lokal auf dem Montmartre. Komm!“ meinte Sherlock Holmes.

Plaudernd verließen sie den Place Pigalle und gingen nach dem Montmartre zu.

Da starrte ihnen plötzlich etwas entgegen, bluttriefend, von einem roten Nebel umgeben.

Auf einem runden, transparenten, riesenhaften Schild, das von flammenartig geformten, roten Glühkörpern umfränzt und durchleuchtet war, brannten grellgelbe Riesenlettern.

„Die dreizehn Höllenhunde.“

schrie es den beiden Nachtschwärmern förmlich entgegen.

„Da ist es,“ bemerkte Sherlock Holmes, die Hand vor die Augen haltend gegen die blendenden Lichtstrahlen. „Der geniale Bruant hat hier mit einigen Gleichgesinnten sein Heim aufgeschlagen.“ Damit zog er Harry hinter sich her. Der junge Detektiv schaute sich verblüfft in dem Raume um, den sie soeben betreten hatten.

Die weißen Wände des niedrigen, von qualmenden Petroleumlampen etwas spärlich erleuchteten Lokals waren mit grotesken Zeichnungen der jüngsten Genies aus der Pariser Malerzunft bedeckt.

Eine riesenhafte Guillotine starrte drohend von dem Weiß des Kalkes herab, und grinsend schaute ein Verbrecherkopf unter ihr hervor, gleichsam Monsieur Deibler verhöhrend, der eben im Begriff war, durch einen Druck auf den Knopf das Mordinstrument in Bewegung

zu setzen, während weiter hinten Grisetten und Gamins einen wilden Cancan aufführten.

Holztische und ebensolche Stühle und Schemel füllten den Raum, den hinten ein schreiend gelb behangenes Podium abschloß.

An einem dieser Tischen ließen sich die beiden Detektivos nieder und bestellten sich bei dem bedienenden Garçon eine Flasche Wein.

Sie waren etwas früh gekommen und hatten nun Muße, die Eintretenden zu beobachten. Interessante Studien konnte man da machen: Der Lebemann von Welt erschien, am Arme die elegante Dame von der Halben Welt. Studenten, Offiziere und Provinzler, die auf Abenteuer ausgingen, fluteten in Gruppen herein.

Ein hochgewachsener, imposanter Herr schritt über die Schwelle, frisch und froh sein Gesicht, am Ringfinger der rechten Hand blitzt ein funkelnagelneuer Ehering. Er wendet den schönen, bärtigen Charakterkopf nach den Falten der Portiere zurück, durch die er eben gekommen und durch die er ein leicht widerstrebendes, schüchternes Persönchen mit großen, ängstlichen Augen nach sich zieht.

Der junge Ehemann, der seinem Frauchen das Nachtleben, die Geheimnisse von Paris zeigt!

Dazwischen echte, unverfälschte Typen der Bohémiens, Männer mit langem und Frauen mit kurzem Haar.

Sie plaudern und lachen alle durcheinander, trinken Wein oder nippen Sekt.

Die Damen naschen Konfekt und rauchen Zigaretten und harren gespannt der Dinge, die da kommen sollen.

Jetzt erscholl vom Podium her ein Gefläß und Geheul, als ob eine Meute losgelassen würde.

„Die Höllenhunde singen ihren Einzugsmarsch,“ lachte Sherlock Holmes, zu Harry gewandt, der ganz verblüfft ob der ungewohnten Töne dreinschaute.

In diesem Augenblick sprang ein wie ein Teufel blickender Piqueur auf die Bühne, der wie ein Wahnsinniger mit einer großen Hundepetische knallte.

Im Zuschauerraum war inzwischen atemlose Stille eingetreten. Der Rotgerockte hielt in seinem Knallkonzert inne, und zu gleicher Zeit verstummte auch das Hundegeheul hinter der Szene.

„Vielgeliebte Höllenbraten!“ hob er an. „Keiner ist erfreuter wie ich, daß ich Monsieur le Diable eine so stattliche Gemeinde zuführen kann, und ich hoffe, daß Sie sich bei uns höllisch wohl fühlen werden.“

Ein Dämchen am Nebentisch der beiden Detektivos lachte schrill auf, sie schien dem Sekt zu reichlich zugesprochen zu haben. Doch der Conférencier ließ sich nicht stören, sondern fuhr fort:

„Sie haben vorhin eine Chorleistung meines Ensembles hinter der Szene vernommen und sollen jetzt nacheinander jedes der dreizehn Tierchen in Solopiecen bewundern. Also aufgepaßt!“ Er knallte noch einmal.

Der Vorhang im Hintergrunde teilte sich. Es war, als ob man in ein rotes Feuermeer blickte, und heraus trat eine hohe Gestalt in schwarzem Sammetjackett. Eine rote, fliegende Krawatte ließ kaum den Hemdkragen sehen, der weiter hinten von einem wallenden Lockenwald ganz verdeckt wurde.

„Aristide Bruant,“ flüsterte Sherlock Holmes erklärend seinem jungen Gehilfen zu.

Jetzt kam es vom Podium her in dunklem Tonsall, und doch festberachtend, gleichsam als Text zu dem schaurigen Bilde an der Wand:

„Mit festen Schritten will ich geh'n
Zur Guillotine —
Und keiner soll mich zittern seh'n
Vor der Maschine!
Verdammt, wenn mir's im Nacken zuckt,
Steckt er im Brette,
Noch eh' ich in den Sack gespußt,
Auf la Roquette!“

„Das ist ja purer Wahnsinn!“ flog es wie ein Hauch zu Sherlock Holmes' Ohren.

„Saß nur,“ flüsterte der zurück, „es dürfte noch besser kommen. Es war so, der Dichter höhnte im besten Zynismus von den Brettern herab.“

„Eine tolle Sache, solch Montmartre-Kabarett,“ warf Harry hin, als Bruant abgetreten war.

Jetzt huschte es herein, blau wie eine Schwefel- flamme, wie ein Grisettchen aus den Gassen des Quartier Latin. Dann ein Ruck, und die Arme ausbreitend, jedes Wort scharf akzentuierend, kam es stoßweise von den schmalen Lippen des Weibes:

„Auf dem Lager der Sünde —
Küssen viele mich wild !
Ueber dem Lager der Sünde —
Hängt des Erlösers Bild !
Traurig sind mir die Mienen
Des Heilands zugekehrt
Und . . ich . . schaudre . . vor . . . ihnen —
Wie . . vor des Henkers Schwert!“

Noch eine Geste, als ob eine Ertrinkende nach einem rettenden Halt sucht, dann züngelte die Schwefel- flamme in den roten Höllenschlund zurück.

Harry schaute sich um. Ihm schien es auf allen Gesichtern wie bleiches Entsetzen zu liegen. Der Meister, dem er eine diesbezügliche Bemerkung machte, lachte jedoch in seiner kurzen Weise: „Beruhige dich, das ist nur

Gutter für die überreizten Nerven des Großstadtpublikums. Es ist dasselbe, als wenn die Mondainen hier sich in Ochsenblut baden."

Nummer auf Nummer folgte, und schon wollte Harry den Meister bitten, für heute Schluß zu machen, da

Eine blühend schöne Dame tritt auf in knapp anliegendem, roten Kostüm; eine bezaubernde, sinnverwirrende „Teufelinne“.

Sie verneigt sich nach rechts und links mit hinreißendem Lächeln. Dann teilen sich die Kirschroten Lippen. Sie spricht:

„Die Bluttat vom Impasse Roussin.“

Eine Bewegung entstand im Publikum. Dann horcht alles, atemlos, gespannt, ohne sich zu rühren.

Und die Schöne fährt fort:

„Im Kamin verknistert der Feuerschein . . .

Der Maler schließ ein . . .

Er ruht in den Kissen

Mit gutem Gewissen . . .

Doch neben ihm lauert, den Stahl in der Hand,

Im schwarzen Gewand,

Der Mörder, versteckt hinterm Wäscheschrein — — — —

Ein Stoß! Das traf!

Gemordet im Schlaf! — — — —

Der blutende Körper zu Boden rollt

Was wollte der Mörder? War's Rache? War's Gold?
Geheimnis! Verborgен durch die Nacht,
Schleicht von dannen die Schuld!

. . . . Und niemand wacht — — — — —“

Ihre Stimme erstarb im heiseren Flüstertone. —

Einen Augenblick noch herrschte lautlose Stille. Das Publikum schien ganz benommen von dem Gehörten.

Endlich applaudierte der erste. Dann brach ein frenetischer Beifallsturm los.

Sherlock Holmes hatte sich jäh erhoben. Mit raschen Schritten strebte er dem Ausgang zu. Ganz verwundert folgte ihm Harry.

„Was ist Ihnen, Meister?“ fragte er, als sie draußen standen, und die frische Morgenluft ihnen erquickend ins Gesicht schlug.

„Was soll mir sein?“ gab der andere zurück. Die Geschichte hat mich mächtig erregt, und ich kenne keinen sehnlicheren Wunsch, als ihr näher auf den Grund zu gehen. Sie hat mich von Anfang an ganz außerordentlich interessiert.“

Harry Tagon nahm den Hut ab und wehte sich mit demselben die kühle Luft gegen das heiße Gesicht.

„Haben Sie schon die gestrige Abendnummer des ‚Matin‘ gelesen?“ fragte er.

„Nein,“ lautete die Antwort, „stand darin etwas über die Mordtat im Impasse Roussin?“

„Ja, der Diener, Lionel Brouillard heißt er, glaube ich, ist verhaftet worden,“ entgegnete Harry.

„Warum?“ Sherlock Holmes wandte sich interessiert nach dem Sprecher um.

„Er soll der Täter sein,“ sagte Harry, den Hut aufsetzend.

Sherlock Holmes starrte sinnend vor sich hin, minutenlang.

„Ich glaube nicht, daß er der Mörder ist,“ sagte er dann bestimmt.

Harry Tagon zuckte die Achseln.

„Wenn ich doch nur Gelegenheit hätte,“ fuhr der große Detektiv fort, „die Witwe des ermordeten Mannes zu interviewen.“

„Haben Sie keinen Bekannten bei irgendeiner Zeitung?“ fragte Harry.

„O doch! Natürlich!“ rief Sherlock Holmes erfreut nach kurzem Nachdenken. „Sogar beim ‚Matin‘ sitzt ein netter Kerl, den ich vor Jahren kennen lernte. Sobald die Redaktion offen ist, werde ich hingehen und die Bekanntschaft mit ihm erneuern. Das weitere wird sich dann ja finden.“

Er zerrte an seinen Fingern, daß sie nur so knackten, vor Freude über diese Idee.

Vergnügt vor sich hinpfeifend, faßte er Harry unter, und im dämmernden Morgengrauen setzten sie ihren Weg fort.

Die Sonne brach eben siegreich durch die Wolken, als sie bei ihrem zweck- und ziellosen Umherstreifen nach der Rue de Faubourg kamen.

„Was ist das da drüben für ein Gebäude?“ fragte Harry wißbegierig.

Sherlock Holmes betrachtete das langgestreckte Bauwerk mit den kleinen vergitterten Fenstern einen Augenblick.

„Das ist ein Gefängnis,“ sagte er dann, „das Prison St. Lazare.“

Sie durchschritten die um dasselbe liegenden Anlagen, als sie plötzlich durch einen merkwürdigen Ton aufmerksam gemacht wurden.

„Was war das?“ fragten sie beide wie aus einem Munde. Es klang wie das verzweifelte Aufschluchzen eines gequälten Menschenkinds.

Kurz entschlossen gingen sie dem Schall nach.

Nach kurzem Suchen fanden sie in einem Boskett auf einer Bank ganz zusammengekauert ein junges Mädchen, das, das Gesicht in die Hände vergraben, fassungslos weinte und schluchzte.

Sie war einfach, aber nett und sauber gekleidet. Ein schlichtes Matrosenhütchen deckte das glatt zurückgestrichene, wellige, braune Haar. Den jungen, knospenden Körper umschloß ein einfaches, blaues Kleidchen.

Neben ihr lag ein Sonnenschirm und ein Paar weißer Zwirnhandschuhe.

Sie regte sich nicht. Blind und taub für die Außenwelt, schien sie ganz vergraben in ihr Leid.

Erstaunt näherten sich die beiden dem ergreifenden Bilde.

Sherlock Holmes beugte sich zu ihr hinab.

„Wollen Sie uns nicht sagen, was Ihnen fehlt, mein Fräulein?“ fragte er, „vielleicht können wir Ihnen helfen.“

Sie fuhr verstört aus ihrer zusammengesunkenen Haltung auf. Ein tränenüberströmtes, junges, unschuldiges Mädchengesicht wandte sich dem Frager zu.

„Mir kann niemand helfen. Ach, mein Gott —“ weinte sie.

„Vielleicht doch. Wenn Sie Vertrauen haben wollten,“ ermunterte der Detektiv.

Sie sah einen Moment in das ernste, männliche Gesicht vor ihr, dann stieß sie schluchzend hervor:

„— Sie haben ihn verhaftet — Lionel Brouillard — meinen Verlobten — o, mein Gott, mein Gott!“

Erstaunt hatte Sherlock Holmes die Worte vernommen. Jetzt ließ er sich an der Seite des Mädchens nieder.

„Ich bin orientiert über die Angelegenheit,“ sagte er, „Sie halten natürlich Ihren Verlobten für unschuldig.“

„Aber gewiß ist er das!“ rief sie, die Tränen von ihren verschwollenen Augenlidern trocknend, „vollständig unschuldig ist er. Mein Herr, er kann keiner Fliege etwas zuleide tun! Er ist fleißig und treu und war seiner Herrschaft stets ergeben! Besonders seinem Herrn! Für den ging er durchs Feuer! Und nun diese Beschuldigung!“

Ermordet soll er ihn haben! Er, der so gut und weich ist wie ein Kind — —“

„Beruhigen Sie sich doch!“ bat Sherlock Holmes, „die Wahrheit wird ja an den Tag kommen, dafür will ich schon sorgen.“

Sie sah ihn groß an. Ein Hoffnungsstrahl leuchtete auf in ihren verweinten Augen.

„Ach, könnten Sie ihm helfen?“ rief sie erfreut. „Sie sind wohl ein Herr von der Polizei?“

„Das nicht!“ lächelte Holmes, „Sherlock Holmes ist mein Name.“

„Ah!“ rief sie, „von dem habe ich schon viel gehört! Sie werden in Frankreich sehr verehrt, mein Herr!“ flügte sie in naiver Schmeichelei hinzu. Sie faltete die kleinen, verarbeiteten Hände. „Und Sie? Sie wollten ihm helfen?“ fragte sie, „o, wie danke ich Ihnen! Ach, ich weine mir ja fast die Seele aus nach ihm. Bis in die Nacht hinein und beim grauenden Morgen um-

schleiche ich dort das große, graue Gefängnis. Dort sitzt er, hinter Eisengittern!“

Große Tränen rannen wieder über ihre frischen Wangen.

„Konnte er denn sein Alibi nicht nachweisen?“ fragte der große Detektiv.

„Was ist das, ein Alibi?“ gab sie zurück.

„Konnte er nicht sagen, wo er sich während der Zeit, da der Mord geschah, aufgehalten hat?“ suchte sich Sherlock Holmes verständlich zu machen.

„Ja, er konnte es!“ rief sie, ihr baumwollenes Taschentuch zu einem Knoten ballend, „aber er wollte es nicht, er tat es nicht!“

„Warum?“ fragte Holmes, während Harry erstaunt von einem zum andern sah.

„Weil er mich nicht bloßstellen wollte,“ weinte sie.

„Sie, mein Fräulein?“ Sherlock Holmes' Verwunderung kannte keine Grenzen.

„Ja, mich,“ nickte sie in ihr Taschentuch, „ach, mein Herr, wir haben eine Sünde begangen hinter dem Rücken meiner Eltern, das rächt sich nun bitter. Allnächtlich haben wir uns getroffen in einer verschwiegenen Allee, um uns zu küssen und uns Liebesworte zu sagen. Wenn es mein Vater wüßte, er schlug mich tot. Er ist so streng — und das wußte Lionel. Er wollte mich schonen, denn zweifellos wäre die Sache doch vor meine Eltern gekommen, wenn die Gerichte erst einmal die Hände im Spiel haben.“

„Und deshalb verschwieg er diese Tatsache, mit deren Angabe er sich doch mit einem Schlage von jedem Verdacht reinigen konnte?“

„Oui, monsieur, so ist es.“

„Das ist allerdings ebenso zartfühlend wie aber auch töricht gehandelt,“ bemerkte Sherlock Holmes, Harry, der vor den beiden stand, ansehend. Der nickte nur.

„Sehen Sie, Herr,“ begann das Mädchen von neuem, „es ist nachträglich noch eine Untersuchung angestellt worden. Da wurden zwei Gläser gefunden, aus denen die Einbrecher Wein getrunken haben sollten. Lionel hat mir aber selbst so beiläufig erzählt, daß er an dem Abend vor der Mordnacht noch zwei Gläser in das Schlafzimmer der Herrschaft bringen mußte, auf Befehl von Madam. Ich wollte damit nur sagen, daß vieles noch so unklar ist bei der ganzen Geschichte.“

„Das ist ja sehr interessant!“ rief der Detektiv aus, der sich im Innern freute, das um seinen Geliebten bangende Mädchen getroffen zu haben.

„Ja,“ sagte sie, „es stand in der Zeitung mit den Gläsern und auch das mit dem Stof.“

„Was ist das?“

„Ein Alpenstof soll neben dem toten Herrn gelegen haben. Lionel hat ihn aber selbst noch kurz vorher in

das Zimmer stellen müssen auf Geheiß der gnädigen Frau. Das ist doch merkwürdig."

"Sehr merkwürdig allerdings," gab der große Kriminalist zu.

"Und nun haben sie meinen Lionel verhaftet," kam sie wieder auf ihren sie quälenden Gedanken zurück, "und in acht Wochen wollten wir heiraten. Es wäre so schön geworden, Lionel hat sich etwas gespart, und ich bekomme auch eine kleine Ausstattung, mein Vater ist ein einfacher, aber sehr geachteter Bürger, ein tüchtiger Handwerker."

"Ihre Zukunftsträume sollen alle in Erfüllung gehen," beruhigte sie Sherlock Holmes, "geben Sie mir Ihre Adresse und gehen Sie dann ruhig nach Hause. Sie können und dürfen mir völlig vertrauen! Was ich in die Hand nehme, das führe ich auch zu Ende, und das Ende wird sein: Der Sieg der Unschuld Ihres Verlobten!"

Sie erhob sich und griff nach seiner Hand.

"Ach, Sie lieber, guter Monsieur Sherlock Holmes," sagte sie, und ehe es sich der Detektiv nur versehen konnte, hatte sie einen Kuß darauf gedrückt.

Wie ein geheiztes Wild floh sie dann durch die Anlagen. Sherlock Holmes aber ging mit Harry seelenvergnügt seines Weges.

4. Kapitel.

Sherlock Holmes als Reporter.

"Haben Sie wieder etwas Neues im Falle Saint-Pierre?" fragte der Chefredakteur des "Matin" einen eben sein Arbeitszimmer betretenden Reporter, der sich sofort an einem der großen, mit grünem Tuch beschlagenen Schreibtische niederließ, um anscheinend einen Artikel anzufertigen.

"Nichts Besonderes," sagte er, schon schreibend, "die Sache scheint vollständig rätselhaft und undurchdringlich bleiben zu wollen."

"Sonderbar," brummte der alte Herr, der eifrig mit einem riesenhaften Bleistift hantierte, mit dem er Notizen zu Artikeln machte. Darauf trat Stille ein.

Man hörte nichts weiter als das Rascheln der Federn, die über das Papier glitten, das diskrete Klappern einer Schreibmaschine, das leise Klirren einer Papierschere, und ab und zu ein lauterer Geräusch, wenn ein zusammengeballter Papierknäuel, von dem ärgerlichen Ausruf: "Blödsinn!" begleitet, wütend in einen der weitbauchigen Papierkörbe geschleudert wurde.

Von Zeit zu Zeit trat einer der zahlreichen Angestellten an eine der an der Wand aufgehängten Sandkarten, um mit dem Finger suchend darüber hinzufahren.

Die Tür öffnete und schloß sich in kurzen Zwischen-

räumen, Angestellte mit Manuskripten und Boten der Druckerei mit Korrekturbogen kamen und gingen wie in einem Taubenschlage.

Man hatte dabei gar nicht bemerkt, wie ein großer, schlanker Herr mit eingetreten war, der sich suchend umblickte.

Erst als seine kräftige Stimme über den Raum schallte, wandte man sich nach ihm um.

"Guten Morgen, Monsieur Renard!" rief er, auf einen der emsig arbeitenden Redakteure zuschreitend und ihm die Hand drückend. Der also Begrüßte sprang auf.

"Ah, guten Morgen, Mr. Holmes!" sagte er, den Handdruck erwidern, "sehr erfreut! Was führt Sie hierher zu uns?"

Kurz und bündig nannte der Detektiv den Zweck seines Besuches.

"Sie wollen also Näheres über die Angelegenheit erfahren," nahm Renard das Wort, "leider sind wir aber nicht in der Lage, Ihnen mehr sagen zu können, als Sie wohl schon aus den Zeitungen erfahren haben."

"Ich hätte sehr gern die Witwe des Toten einmal persönlich gesprochen," bemerkte der Detektiv, das Kinn streichend, "und hoffte, eventuell bei ihr durch Sie eingeführt werden zu können. Ich setze voraus, daß Sie ihr schon vorgestellt sind."

"Gewiß," erwiderte der andere, sich an den Schreibtisch lehrend, "sie war ja sogar selbst hier."

"Hier in der Redaktion?" fragte Sherlock Holmes verwundert, "was wollte sie denn?"

"Sie scheint direkt zu wollen, daß sich die Presse mit dem Fall beschäftigt und ist bereit, uns jede Auskunft zu geben. Eine scharmante und dabei bildschöne Dame. Auch die Perle, die man in der Briefftasche des Dieners gefunden hat, hat sie uns gebracht!"

"Sie haben sie hier?" fragte Holmes.

"Ja. Ein kostbares Stück. Sie repräsentiert ein kleines Vermögen," gab der Redakteur zurück.

Darf ich die Präziose vielleicht einmal sehen?"

"Gern." Bereitwilligst nahm Renard ein kleines Kästchen aus einem der unzähligen Fächer des Schreibtisches, an dem er stand, öffnete es und reichte es dem Detektiv. Eine Perle von seltener Schönheit, in rosa Watte gebettet, leuchtete ihm entgegen. Ohne sie herauszunehmen, betrachtete sie Sherlock Holmes, klappte dann die Schachtel zu und betrachtete auch diese.

Es war ein kleines, blaßblau und goldenes Pappschächtelchen, wie es bei Juwelieren zur Verpackung von Schmuckgegenständen gebräuchlich ist. Auf dem Deckel desselben war der Name einer Pariser Firma aufgedruckt.

"Brachte die Dame Ihnen die Perle in dieser Schachtel?" fragte der Detektiv.

Der andere bejahte.

„Würden Sie mir das Wertstück auf einen Tag anvertrauen?“ fragte er weiter.

„Wenn es dem Chefredakteur recht ist, sehr gern! Sie sind mir ja bekannt, Mr. Holmes.“

Der Chefredakteur gab nach Hinterlegung einiger tausend Francs seine Zustimmung und beteiligte sich dann mit an der Konversation der beiden.

„Wenn Sie die Dame interviewen wollen,“ sagte er schließlich, nach der Uhr sehend, „so wäre es doch das einfachste, Sie machten ihr jetzt gleich in Begleitung Monsieur Renards einen Besuch, um so mehr, als jetzt gerade Visitenzeit ist, und Sie die Dame sicher antreffen. Uns ist es auch angenehm, wenn wir noch etwas Neues erfahren.“

Monsieur Renard griff nach seinem Hut.

„So kommen Sie, Mr. Holmes,“ sagte er. Der Detektiv eilte nach einem an der Wand hängenden Spiegel.

„Einen Augenblick“ sagte er, „ich will nur einige kleine Veränderungen an meinem Aeußeren vornehmen.“

„Aha — infognito,“ lachte Renard.

„Ja. Ich bin jetzt der Reporter Segrand.“

„Schön, kommen Sie, Monsieur Segrand. Guten Morgen, meine Herren.“

Angeregt plaudernd, strebten sie dem Impasse Roufin zu.

Sie wurden auf das liebenswürdigste empfangen. Madame Saint-Pierre, schöner denn je, trug eine langschleppende Krepptoiilette, die sie entzückend kleidete. Durch den Spitzeneinsatz am Hals schimmerte die zarte, weiße Haut. Höflich lud sie die Herren zum Sitzen ein.

Sie ließen sich in eleganten Klubesseln nieder, während sie selbst auf einer Chaiselongue Platz nahm. Nach einigen teilnehmenden Fragen über ihr und ihrer Tochter Befinden stockte das Gespräch etwas.

Die schöne Frau hatte die beringten Hände in den Schoß gelegt und starrte darauf nieder.

„Es ist ein entsetzliches Geschick, das Sie betroffen hat, gnädige Frau,“ begann Sherlock Holmes. „Ihre unglückliche Mutter, deren ganzes Glück Sie gewiß gewesen sind, und zu gleicher Zeit Ihren Gatten zu verlieren, an dem Sie gewiß mit ganzem Herzen hingen.“

Sie schüttelte bei seinen letzten Worten wie in Gedanken heftig den Kopf und hob wie abwehrend die Hände, besann sich aber sofort und biß sich ärgerlich auf die Lippen.

Sherlock Holmes, der sie scharf beobachtete, entging diese Regung nicht.

„Ich darf doch wohl annehmen, daß Sie ein glückliches Familienleben zusammen führten,“ sagte er. Er bemerkte, wie sie erbleichte. Sie öffnete den Mund zum Reden, schloß ihn aber wieder und verharrte in Schweigen.

„O, verzeihen Sie,“ begann der Detektiv wieder,

„ich wollte nicht indiscret sein. Traurig, entsetzlich traurig bleibt das furchtbare Geschehnis auf alle Fälle. Und was es alles noch nach sich zieht — — —“ Er machte eine Pause, und, da ihn niemand unterbrach, fuhr er fort:

„So die Verhaftung des Dieners Lionel Brouillard.“

„Ist sie nicht berechtigt?“ fuhr Madame Saint-Pierre auf, „dieser Schurke, dieser Mordbubel!“

„Gemach, gemach, Madame!“ beschwichtigte Sherlock Holmes die Aufgeregte. „Halten Sie ein mit Ihren Beschuldigungen. Die Schuld oder Mittäterschaft des jungen Mannes ist noch nicht erwiesen.“

„An Beweisen dürfte es jedoch nicht fehlen,“ rief sie, abwechselnd rot und blaß werdend.

„Ich persönlich bin vollkommen von der Unschuld des jungen Mannes überzeugt,“ bemerkte der Detektiv, sie lauernd beobachtend, „übrigens kann er ja auch sein Alibi nachweisen.“

„Wieso das?“ stammelte die Dame. Sherlock Holmes betrachtete seine Fingerspitzen. „Er ist während der Mordnacht mit seiner Braut zusammen gewesen, und nur um den Ruf des Mädchens zu schonen, verschwieg er diesen Umstand, der für ihn doch so ungemein wichtig war. Die jungen Leute haben auch Zeugen, die beides können, sie zu verschiedenen Stunden der Nacht zusammen gesehen zu haben.“

Die Dame sank ganz in sich zusammen.

„Aber das Auffinden der Edelsteine in der Dachkammer, der Perle in der Briefftasche?“ warf Renard ein.

„Ist weiter nichts als elende Intrige!“ vollendete der Detektiv, die schöne Frau scharf und durchdringend ansehend. Sie schien einer Ohnmacht nahe zu sein. Taumelnd tastete sie um sich, und nur mit unsäglichlicher Mühe gelang es ihr, sich zu beherrschen. Sherlock Holmes schien jetzt ausreichend aufgeklärt über die Charaktereigenschaften dieser Frau. Nach weiteren einhalbstündigen Kreuz- und Querfragen schien ihr Widerstand gebrochen.

Sie vermochte nicht mehr, die schwierige Rolle der Verstellung, die sie zweifellos spielte, weiter durchzuführen. Auf ihren Wangen stand die Fiebrerröte, aus ihren Augen sprachen Angst und Entsetzen.

Qualvoll schien sie mit sich zu ringen, und immer weiter fragte Sherlock Holmes und trieb sie schließlich mit seinen verzwickten Fragen vollständig in die Enge.

Da geschah etwas Unerwartetes.

Ausschluchzend drückte sie das Taschentuch an die Augen, und wie einen Stoßseufzer brachte sie plötzlich folgendes Geständnis hervor:

„Nein, nein, er ist es nicht gewesen! Lionel Brouillard ist nicht der Schuldige!“

„Und die Perle — —?“ stammelte fassungslos Renard.

„Ich war es! Ich bin es selbst gewesen, die das Juwel in seine Brieftasche schmuggelte!“ schrie sie. Dann brach sie ohnmächtig zusammen.

Sprachlos starrten sich die beiden Männer an, doch als sie sich um die Bewußtlose bemühen wollten, war sie schon wieder zur Besinnung gekommen. Sie versuchte, in ihrer Rede fortzufahren, doch ihre Stimme wurde von Schluchzen erstickt. Ruhig ließen die beiden Herren sie sich ausweinen.

Renard mahnte leise zum Ausbruch, doch Sherlock Holmes war fest entschlossen, der schönen Frau ihr Geheimnis zu entreißen.

„Gnädige Frau,“ sagte er, „Sie waren die erste, die den „Matin“ aufsuchte, um ihm Mitteilungen über den Mord zu machen und ihn zu informieren. Ich glaube aber, Sie wissen viel mehr, als Sie sagen wollen.“

Sie weinte weiter, vollständig fassungslos.

„Verbergen Sie uns nichts, offenbaren Sie uns alles,“ fuhr der Detektiv unerbittlich fort, „weichen Sie um Gottes willen nicht von der Wahrheit ab, es kommt zuviel darauf an!“

„Sie rang verzweifelt die Hände, und unter Seufzen und Schluchzen stammelte sie leise einen Namen:

„Alexander Rolf . . .“ wie ein Hauch kam es von ihren Lippen.

„Wer ist das? Sprechen Sie, reden Sie! Und erlösen Sie einen unschuldig Schmach tenden aus der Haft!“

Immer dringlicher wurde Sherlock Holmes — da schleuderte sie die Worte heraus. Kreischend schrie sie:

„Es ist Alexander Rolf, der Sohn meiner Dienerin Marietta, der den Mord begangen hat! Er ist in mein Schlafzimmer eingedrungen — ich bin aufgewacht! Entsetzen packte mich! Ich habe geschrien! Ich habe gerufen! Darüber erwachte mein Gatte — ein heftiger Wortwechsel entspann sich — dann hat er, Alexander, meinen Gatten getötet!“

Schweigend hörten ihr die beiden Männer zu, ohne sie zu unterbrechen, da fuhr sie fort mit sanfter, wehmütiger Stimme, wie eine Schauspielerin auf der Bühne, die das Publikum zu Tränen rühren möchte:

„Ich schrie, ich schrie, so laut ich nur konnte. Da hörte ich plötzlich meine Mutter, die nach mir rief. Die Stimme versagte mir, ich konnte ihren Ruf nicht erwidern vor Schmerz und Grauen. Alexander aber ging der Stimme nach. Er eilte nach dem Schlafzimmer meiner Mutter, und dort — dort hat er auch sie getötet. Dann ist er zu mir zurückgekehrt. Ich schrie — ich rief um Hilfe — ununterbrochen, flehentlich!“

Man hörte mich nicht — man kam nicht. Da hat er mich brutal aufs Bett geworfen. Er hat mich gefesselt! Er hat mich gefesselt! Er legte die Finger um meine Kehle, um mich zu erwürgen. Ich konnte ihm

nur bittende, um Gnade flehende Blicke zuwerfen. Da ließ er ab von mir und sprach:

„Um deiner Tochter Marthe willen schenke ich dir das Leben. Hüte dich, mich zu verraten! Wenn du wagen solltest, zu sprechen, dann werde ich sagen, daß du mir anbefohlen hast, deinen Gatten und deine Mutter zu morden und daß du mir geholfen hast, die Tat zu vollbringen.“

Dann bin ich ohnmächtig geworden, und ich weiß nicht mehr, was danach gekommen ist!“

Die Wirkung dieser aufregenden Erzählung war eine verschiedene.

Renard saß da, ganz benommen von dem Gehörten, keines Wortes mächtig.

Sherlock Holmes aber hatte seine kühle Ruhe behalten.

„Entschuldigen Sie, Madam,“ sagte er, „eine etwas indiscrete Frage: war Alexander Rolf — Ihr — Geliebter?“

„Nein, ich schwöre es!“ schrie sie auf.

„Warum aber haben Sie nicht früher gesprochen?“ fragte er weiter.

„Aus Furcht vor ihm — und — und —“ sie stockte.

„Nun und, Madam?“

„Mein Gott, ich liebte einen andern!“ rief sie gequält, ich habe meinen Gatten nicht geliebt — ich fürchtete, der Verdacht der Mitschuld könnte auf mich fallen, und ich wollte, ich mußte rein da stehen vor dem Manne, dem mein ganzes Herz gehört, und beschuldigte ich Brouillard, weil ich Alexanders Drohungen fürchtete.“

Ganz gebrochen sank sie in sich zusammen.

„Wissen Sie auch, was Sie getan haben?“ nahm Sherlock Holmes das Wort. „Es ist ja kaum zu glauben! Um sich vor den Augen eines geliebten Mannes zu reinigen, häufen Sie Anklagen auf einen völlig unschuldigen, unbescholtenen jungen Mann, ja, Sie bringen ihn beinahe auf die Guillotine. Und warum das alles? Weil sie fürchten, der Ihnen bekannte Mörder wird Sie der Mitschuld am Tode Ihres Gatten und Ihrer Mutter bezichtigen.“

Ueberlegen Sie doch, gnädige Frau: Wenn diese Beschuldigungen wirklich erhoben worden wären, und zwar von einem Verbrecher, so wäre es doch für eine gesetzlich unbescholtene Frau ein leichtes gewesen, die Richter von der Grundlosigkeit einer so furchtbaren Behauptung zu überzeugen. Die ganze Sache ist ja so unmöglich, so unfassbar, so unglaublich —“

Sie warf ihm einen haßerfüllten Blick zu.

„Was wollen Sie eigentlich? Warum quälen Sie mich so?“ schrie sie außer sich.

Da wurde die Tür aufgerissen, und auf der Schwelle derselben erschien ein bleiches, junges Mädchen, Tränen-

spuren auf dem Gesicht, mit großen, wie in Schreck erstarrten Augen.

Mit ausgebreiteten Armen eilte sie auf die erschöpfte Frau zu und umschlang sie fest.

„Was ist dir, Mamachen?“ fragte sie zärtlich, „wer quält dich?“ Sie küßte sie und streichelte ihr das schöne, rotgoldene Haar.

Da erhoben sich die beiden Herren. Mit höflich bedauernden Worten über die unbeabsichtigte und ungeahnte Wirkung ihrer Worte verabschiedeten sie sich.

Draußen auf der Straße angekommen, blieben sie stehen.

„Ich muß erst einmal ordentlich Atem holen,“ sagte Renard, „träume ich oder habe ich denn diese ganze erregte und sonderbare Szene wirklich erlebt?“

Sherlock Holmes antwortete nicht. Ruhig zündete er sich eine Zigarette an.

„Dieser arme Kerl, der Brouillard,“ fuhr er, plötzlich redselig geworden, fort, „eines so scheußlichen Verbrechens bezichtigt, und nun plötzlich diese Wendung!“

„Na, den möchte ich sehen, wenn ihm die frohe Botschaft überbracht wird.“

Sherlock Holmes antwortete nicht! Mit langen Schritten, eine Hand leicht in die Tasche seines Beinkleides geschoben, ging er nachdenklich seines Weges.

„Bedenken Sie nur, was diese Frau durchgemacht hat,“ plauderte der andere darauf los, „das ist ja ein Erlebnis, bei dem man über Nacht graue Haare bekommen kann. Was sagen Sie dazu?“

Sherlock Holmes blieb stehen.

Er klopfte die Asche seiner Zigarette ab. Dann sagte er langsam, jedes Wort schaft betonend:

„Räuberpistolen! Die ganze Geschichte, die uns diese Dame aufstischte, ist von A bis Z erlogen!“

5. K a p i t e l

Im grünen Liebesnest.

Im Norden von Paris, auf den Höhen von Belleville, steht mitten im Walde eine entzückende, kleine, in Grün gebettete Villa. Ganz umspinnen von wilden Rosen, die aus dem Grün reizvoll hervorleuchten, gewährt sie den Anblick eines Märchenschlosses, in dem das beherrte Dornröschen seinen Zauberschlaf schlummert.

Hinter einem weißgestrichenen Zaun im Biedermeierstil gewahrt man einen hübschen, terrassenförmig angelegten Garten: vollblühende Rosenbeete, englisch geschnittener saftgrüner Rasen, und mitten durch denselben mit grauem Kies bestreute, sich schlängelnde Wege. Ein Springbrunnen mit einem marmornen, lä-

chelnden Amor sendet seinen Wasserstrahl in die brennende Sonne, so daß die herabfallenden Wassertropfen gleich Diamanten funkeln.

Von den niedlichen, mit Korbmöbeln bestandenen Balkonen herab hängen feuerrote Begonien und weiße Winden und mischen sich mit den Kletterrosen.

Dämmerung liegt über dem reizenden Bild.

Leichtes Rossetraben wird jetzt vernehmbar, und bald darauf hält vor der Gartenpforte ein Wagen, dem eine elegante, dunkel gekleidete, seiderauschende Dame entsteigt.

Hastig zieht sie die Klingel, daß sie schrill im Hause widerhallt.

Ein uralter Diener mit einem verschwiegenen, wissenden Gesicht eilte über den hellgrauen Gartenweg und öffnete mit devoter Verbeugung die Pforte, während der Wagen davonrollte.

„Ist der Herr schon da?“ Die Dame fragte es, nervös an dem Schleier nestelnd.

„Monsieur erwartet Madam bereits,“ war die in höflichem Tone gegebene Antwort. Achtlos die kostbare Schleppe hinter sich herschleifend, eilte die Dame an dem Diener vorbei, dem Hause zu.

In einem schönen, künstlerisch ausgestatteten, weiten Raume stand hoch aufgerichtet ein stattlicher, eleganter Mann. Leichtes Reif auf Bart und Haar verriet, daß er die erste Jugend schon hinter sich hatte. Er war rastlos im Zimmer auf und ab gewandert, unruhig und ungeduldig, wie jemand, der wartet. Jetzt war er stehen geblieben, er hatte das Läuten gehört und vom Fenster aus die Ankunft der Dame beobachtet.

Die Tür öffnete sich geräuschlos. In strahlender Schönheit, mit vor Aufregung geröteten Wangen eilte ihm die Frauengestalt entgegen.

„Maurice!“ Es klang wie Jubel aus ihrem Munde. Er nahm eine ablehnende Haltung an, als sie aber die Arme um ihn schloß, zog er sie an sich.

„Du liehest mich rufen, Maurice?“ bemerkte sie, sich auf einen mit weichen Seidenkissen bedeckten, schwellenden Diwan niederlassend und einen Schal aus schwarzen Spitzen von ihrem reichen, goldroten Haar lösend.

Der Gefragte betrachtete sie, noch immer mit verschränkten Armen mitten im Zimmer stehend.

„Ja, Marguerite,“ sagte er dann ernst, „ich habe mit dir zu reden.“

„Nenne mich nicht Marguerite,“ schmolte sie, „das klingt so feierlich. Nenne mich ‚Meg‘, wie sonst, und ich will dich auch bei deinem Rosenamen nennen. Hörst du, ‚Chip‘?“ Ein flüchtiges Lächeln zog über das Gesicht des Mannes, dann kam er, seinen gutgepflegten Bart streichend, langsam näher und ließ sich an ihrer Seite nieder.

„Wie du befehlst, Meg,“ sagte er, eine ihrer Hände nehmend und sie küssend.

„Mich friert heute in deiner Nähe, Chip,“ klagte sie, „laß uns schnell diese feierliche Unterredung zu Ende führen! Was willst du von mir?“

Schweigend starrte er einen Augenblick zu Boden, dann hob er wie in einem plötzlichen Entschluß die Augen zu ihr.

„Sage mir, Meg, wer waren jene beiden Herren, die dich gestern besuchten, und was wollten sie von dir?“

„Ah — eifersüchtig?“ lachte sie klingend.

„Das ist es nicht, ich kenne den einen der beiden, doch davon später.“

„Deine Eifersucht wäre auch unbegründet,“ erklärte sie, „es waren zwei Herren vom ‚Matin‘. Mein Gott, was haben sie mich gequält, bis ich ihnen alles, alles gesagt habe.“

Der Mann an ihrer Seite starrte ihr verwundert ins Gesicht.

„Was hast du ihnen gesagt?“ fragte er erregt.

„Hast du die heutige Nummer des ‚Matin‘ noch nicht gelesen? Darin steht alles,“ entgegnete sie gleichmütig.

Er umspannte mit festem Griff ihr Handgelenk.

„Was steht da, sprich, Marguerite!“ herrschte er sie an.

„Daß Lionel Brouillard unschuldig ist, daß ich mich irrte, als ich ihn verdächtigte.“

„Und die Perle in seiner Brieftasche?“

Sie biß sich auf die Lippen.

„Ich habe sie selbst hineingelegt — vergib mir, Maurice! Es geschah um deinetwillen! Ich wollte den Verdacht auf ihn wälzen, um rein dazustehen vor dir!“

Mit einem Satz sprang der Mann auf.

„Du bist ein Teufel, Marguerite!“ schrie er. „Mein Gott! Mein Gott! Was soll dies alles bedeuten?“ Er preßte die Hände gegen die hämmernden Schläfen und sank wie gebrochen auf einen Sessel am Tische nieder.

Dann erhob er sich und schritt unruhig auf und ab.

„Höre mich an, Meg!“ sagte er, in seiner Wanderung durch das Zimmer innehaltend und vor ihr stehen bleibend.

„Ich habe begonnen, an dir zu zweifeln, Meg! Die öffentliche Meinung ist gegen dich, sie glaubt nicht an der Wahrheit deiner Aussagen in der furchtbaren Angelegenheit, deine Version über die Ermordung deines Vaters und deiner Mutter erscheint ihr verdächtig.“

Sie schnellte mit bleichem Gesicht aus ihren Kissen in die Höhe.

„Was willst du, Maurice? Was kümmert uns die öffentliche Meinung? Genügt es dir nicht, daß du mich jetzt ganz allein besitzt? Ganz allein, Chip!“

Er schüttelte langsam den Kopf.

„Nicht so, Marguerite,“ sagte er, „höre mich weiter an. Ich war feige, Meg. Ich wollte nichts davon mehr hören, deshalb verschmähte ich, die Zeitungen zu lesen. Aber ich habe keine Lust mehr, den Vogel Strauß zu spielen. Ich will jetzt Wahrheit, Marguerite!“

Sie suchte unter seinen Worten zusammen.

„Du beleidigst mich,“ sagte sie heiser mit irre flackernden Augen.

Er aber fuhr unerbittlich fort:

„Ich kann und darf dich nicht schonen, Meg. Dein Name steht auf dem Spiel und auch der meine, der schon mit dir in Verbindung gebracht wird. Alte Geschichten frisch man auf aus der Zeit deiner Saison mit dem Präsidenten von Frankreich. Man stellt Vermutungen über seinen Tod an —.“

Er machte eine Pause.

„Was für Vermutungen!“ fuhr sie auf.

„Man spricht davon, daß der Präsident keines natürlichen Todes gestorben ist — und da er in deinen Armen starb, meint man, daß du, Marguerite, daß du ihm den Giftbecher gereicht hast, und niemand habe gewagt, dich zur Rechenschaft zu ziehen!“

„Du lügst!“ schrie sie auf, dicht vor ihn hintretend mit geballten Fäusten. „Nicht ich — sondern du — du bist sein Mörder!“

„Ich?! Bist du wahnsinnig?!“ Er schüttelte sie heftig.

„Laß mich!“ fleuchte sie.

„Willst du zurücknehmen, was du sagtest?“

„Nein, nein, nein!“ sie stampfte mit dem Fuße auf.

„Du bist sein Mörder, deine Eifersucht! Wenn auch nur indirekt!“

„Was willst du damit sagen?“ Mit geballten Fäusten trat er vor sie hin.

„Erinnerst du dich der Vorgänge in der Todesnacht des Präsidenten?“ fragte sie, „soll ich sie dir noch einmal ins Gedächtnis rufen?“

„Bitte sprich, ich bin gespannt, zu hören, was du willst,“ sagte er müde.

„Ich befand mich bei dem Präsidenten,“ begann sie, „um mit ihm zu musizieren.“

„Nur um mit ihm zu musizieren,“ wiederholte Maurice in bitterem Ton.

„Laß mich ausreden,“ rief sie außer sich, „jedem Verbrecher wird das Recht gegeben, sich zu verteidigen!“

„Du verteidigst dich? Wogegen?“ fragte Maurice von Borderel sarkastisch.

„Gegen deine infamen Anschuldigungen,“ erwiderte sie zitternd.

„Nicht ich bin es, die Presse beschuldigt dich. Aber wir wollen uns nicht ablenken. Du wolltest mir erzählen, inwiefern ich der Mörder des Präsidenten bin,“ bemerkte er, schon etwas ruhiger geworden.

„Ich will vorausschicken,“ begann sie wieder, „daß ich die Wege kenne, auf denen du mir in eifersüchtigen Anwandlungen heimlich nachschlichst.“

Borderel lächelte fein.

„Du mußt schon entschuldigen,“ sagte er, „ich bin etwas feptisch veranlagt. Ich gestatte mir, auch hieran zu zweifeln.“

„Soll ich dir einen deiner verborgenen Pfade beschreiben?“ fragte sie mit sprühenden Augen.

„Ich bitte darum,“ war die gelassene Antwort.

Sie setzte sich aufrecht ihm gegenüber.

„Du verkehrtest in dem Hause des Barons Hirsch,“ sagte sie, „dessen Palais in den Champs Elysées dem Elysée-Palast, dem damaligen Wohnsitz des Präsidenten, gerade gegenüber liegt. Noch von altersher führt von diesem Gebäude ein unterirdischer Gang nach dem Elysée-Palast, der seinerzeit viel von Napoleon III. benutzt wurde, wenn er den eifersüchtigen Spähaugen seiner Eugenie und den Schranken entfliehen wollte, die die Etikette um ihn zog.“

Auch du benutztest diesen Weg, wenn du mich in dem Hause des Präsidenten wußtest, um mir nachzuspüren.“

„Ich staune über deine Wissenschaft,“ bemerkte Graf von Borderel, „doch nur weiter. Es fehlt noch die Pointe deiner Geschichte.“

„Der geheime Weg,“ fuhr sie fort, „mündet in das Musikzimmer respektive in einen großen, unbenutzten Kamin des Elysée-Palastes. An jenem verhängnisvollen Abend nun, als ich bei dem Präsidenten war, um mit ihm zu musizieren, näherte er sich mir in etwas aufdringlicher Weise.“

Da erschien plötzlich, wie aus der Erde gezaubert, deine drohende Gestalt im Feuerloch des Kamins, geisterbleich, unheimlich!

Den herzkranken Präsidenten hatte der Schreck so furchtbar erregt, daß er einem Schlaganfall erlag. — Das ist die Wahrheit!“

Grell und schneidend lachte der Graf auf.

„A d'autres! A d'autres!“ *) rief er, beide Hände wie abwehrend von sich streckend, „gehe mir nur mit deinen Ammenmärchen! Doch der Zweck unserer heutigen Zusammenkunft ist nicht, um Geschichten zu erzählen. Kommen wir wieder auf unser Thema zurück: Mein und dein Name stehen auf dem Spiel. Man verdächtigt dich einer ungeheuerlichen Tat. Ich will dir nicht den Schimpf antun, dich anzuklagen, allein du weißt, daß andere nicht zögern, gegen dich öffentlich den Verdacht mindestens der Mitschuld auszusprechen —“

„Mein und dein Name stehen auf dem Spiel. Man verdächtigt dich einer ungeheuerlichen Tat. Ich will dir nicht den Schimpf antun, dich anzuklagen, allein du weißt, daß andere nicht zögern, gegen dich öffentlich den Verdacht mindestens der Mitschuld auszusprechen —“

„Maurice!“ schrie sie auf, Entsetzen und Furcht in dem schönen Gesicht.

*) Das mache andern weis.

Von Mitleid überwältigt, ergriff er ihre Hände.

„Es ist unerlässlich, daß du dich rechtfertigst, Meg,“ sagte er, „daß du dich reinwäschst von jenem entsetzlichen Verdacht. Solange du dies nicht getan hast, wirst du mich nicht wiedersehen!“

„Erbarmen!“ weinte sie mit gerungenen Händen. Er reichte ihr seine schmale, edelgeformte Rechte.

„Lebe wohl, Marguerite! Möchte die Wahrheit so bald als möglich an den Tag kommen!“

Er wandte sich zum Gehen, doch sie warf sich ihm in den Weg, seine Knie umklammernd.

„Maurice! Maurice!“ schluchzte sie, „was ich auch tat, ich tat es ja nur aus Liebe zu dir!“

„Soll das ein Geständnis sein?“ rief er bebend.

„Nein, nein! Aber hilf mir doch. Was soll ich tun?“ Scheu wich sie seinem forschenden Blick aus.

„Soll ich vielleicht mit Hilfe der beiden Reporter des 'Matin' —“ stammelte sie.

„Des einen Reporters,“ berichtete er, „der andere der beiden Herren, die dich interviewten, ist ein — — berühmter Detektiv! Sherlock Holmes aus London! Ich habe ihn erkannt, als ich ihn zufällig dein Haus betreten sah.“

Sie wurde aschfahl.

„Ein — Detektiv —“ flüsterte sie wie geistesabwesend vor sich hin. Ihre Augen sahen starr in einen Winkel. Erst als eine Tür ins Schloß fiel, wandte sie sich um. Sie befand sich allein.

Schweratmend strich sie sich das Haar aus der Stirn. Dann trat ein zorniges, dämonisches Funkeln in ihre Augen.

„Ein Detektiv?“ schrie sie. „Düpiert, betrogen von diesem englischen Spürhund! Und ich bin ihm in die Falle gegangen! Aber ich will ihn unschädlich machen! Er wäre der erste nicht! Freie Bahn will ich haben! Und alles, was sich mir hindernd in den Weg legt, will ich vernichten!“

Zornbebend warf sie sich den Schal über das flimmernde Haar, ließ sich von dem schweigsamen Diener den Mantel umlegen, und im Dunkel der Nacht verließ sie zu Fuß das wie im Schlummer besangene Märchenschloß. — — — — —

In dem nahegelegenen Wäldchen standen zwei zerlumpte, herabgekommene Gestalten mit verwüsteten, unheimlichen Gesichtern — Apachen aus dem dunkelsten Paris. Sie schienen mit einer tief verschleierten Frauengestalt in langem, dunklem Mantel lichtscheue Dinge zu verhandeln.

„Kein Preis ist mir zu hoch, fordert, was ihr wollt!“ flüsterte diese jetzt.

„Billig wird es nicht sein,“ grinste der eine, „wenn

wir ihn abtun sollen. Es ist kein Kinderspiel, einen Kalt zu machen."

"Die Leiche darf aber niemals gefunden werden —" flüsterte sie.

"Sollen wir ihn ins Wasser werfen?" fragte der schwarzhaarige Upache.

"Dann wird er ja doch gefunden," stammelte sie angstbeben.

"Laß mich nur machen!" mischte sich jetzt der andere, ein großer, vierschrötiger Kerl, ein, der nur ein einziges Ohr besaß, "wir lassen ihn auf irgendeine Weise verschwinden."

"Ich weiß einen unterirdischen Gang in den Champs Elysées," flüsterte die bleiche Dame, "der sich sehr gut eignen würde, da er ganz unbekannt ist," und sie begann, den beiden wüsten Kerlen einen wahrhaft teuflischen Plan zu entwickeln.

"Es ließe sich machen," erklärte schließlich das Einzige Ohr "Zeit und Stunde wissen wir ja auch, das 'Honorar' — er lachte höhnisch — "bitten wir uns, wie ausbedungen, in den hohlen Stamm der Wettereiche hier niederzulegen."

Er schlug mit der Hand an den riesigen Stamm eines uralten Baumes. Dann verschwanden beide im Gebüsch.

Wie von Furien gepeitscht, eilte die verschleierte Frauengestalt dem Waldesrande zu, wo eine geschlossene Droschke sie erwartete.

Gröstelnd hüllte sie sich fester in ihren Mantel, die Zähne schlugen ihr hörbar aufeinander, und die Füße versagten ihr fast den Dienst.

An allen Gliedern bebend, bestieg sie das Gefährt.

"Nach dem Impasse Roussin," befahl sie dem Kutscher.

Der Wagen setzte sich in Bewegung. Die Pferde schlugen einen gelinden Trab an, und die Peitsche des Kutschers knallte.

Im Innern des Wagens aber lag das schöne Weib auf den Knien.

"Alles um dich, Maurice!" schluchzte sie unter heißen Tränen.

"Ach, warum muß ich dich so schrankenlos, so wahnsinnig lieben?!"

6. Kapitel.

Spuren.

Die Spalten der Zeitungen waren voll von dem sensationellen Ereignis! Lionel Brouillard, der mutmaßliche Mörder, war aus der Haft entlassen worden, seine Unschuld hatte sich erwiesen.

Niemand war glücklicher als seine Braut Madeleine. Jubelnd nahm sie ihn in Begleitung ihrer Eltern und seiner hochbetagten Mutter in Empfang. Wahre Lobeshymnen aber sang sie Sherlock Holmes, dem großen Kriminalisten und dem ebenso großen Menschenfreund.

An Stelle des Dieners wanderte ein anderer ins Gefängnis: Alexander Rolf, der Sohn der alten Marietta. Er befand sich gerade in der Villa im Impasse Roussin, um seiner Mutter einen Besuch zu machen, als seine Verhaftung erfolgte. Seine Mutter hatte er nicht angetroffen, so setzte er sich in die Küche, um sie zu erwarten. Statt der Mutter aber erschien die Kriminalpolizei, die von Madam Saint-Pierre heimlich verständigt worden war. Er fuhr, grenzenlos erstaunt, von seinem Sitz empor und sträubte sich mit Händen und mit Füßen gegen seine Festnahme.

"Verhaften wollen Sie mich?!" schrie er, die ihn fesselnden Hände des Beamten von sich schleudernd, "weshalb denn?! Was tat ich denn?!"

"Sie stehen unter dem Verdacht des Mordes an dem Maler Saint-Pierre und dessen — —"

Der Kommissar konnte nicht aussprechen.

"Ich?! Ich?!" schrie Rolf empört, seine Blicke wie hilfessuchend in der Küche umhergehen lassend. An den Pfosten der Tür gelehnt, stand die Herrin seiner Mutter. An diese wandte er sich mit bittend erhobenen Händen.

"Siehe, beste Madam!" flehte er, "sagen Sie doch, daß ich unschuldig bin! Ich, den guten Herrn ermordet, der wie ein Vater an mir gehandelt hat?!"

Sie wurde totenbleich und begann zu zittern, ermannte sich aber und verließ ihrer Stimme Festigkeit, als sie sagte:

"Versuche doch nicht mehr zu leugnen, Alexander, es ist ja zwecklos! Gestehe doch ein, daß du es gewesen bist."

"Was soll ich eingestehen?! Sind Sie wahnsinnig?!" brüllte er, seine Hände zu Fäusten ballend.

"Du bist es gewesen, Alexander! Ich wollte dich schonen, aber es geht nicht länger —" stieß sie hervor.

Er lachte gellend, verzweifelt auf.

"O, Sie sind verrückt!" rief er, Tränen in den Augen. "Vor einigen Tagen haben Sie mich noch bei meiner Mutter in der Küche aufgesucht und sich freundschaftlich und dabei lustig mit mir unterhalten. Damals wußten Sie doch also schon, daß ich Ihren Gatten und Ihre Mutter totgeschlagen habe, und trotzdem sprachen Sie mit mir? Elendes Weib —" Er wollte sich auf sie stürzen, doch die Beamten hinderten ihn daran.

"Jetzt ist es genug," rief einer derselben, "wir haben unsere Pflicht zu tun, erschweren Sie uns die ohnehin nicht noch mehr. Madam, Sie halten Ihre Anklage aufrecht?"

"Voll und ganz," sprach sie.

Da wurde er gefesselt. Ein unartikulierter Laut entrang sich seiner Brust, als sie ihn abführten. So ward Alexander Rolf verhaftet. — — —

Inzwischen fuhr Sherlock Holmes nach der Rue du Temple in das Geschäft des Juweliers, dessen Firma auf der kleinen Schachtel verzeichnet war, die die Perle enthielt. Er traf den Inhaber allein an.

„Was darf ich Ihnen vorlegen, mein Herr?“ fragte dieser den Eintretenden. Sherlock Holmes öffnete die kleine Schachtel und zeigte ihm den Inhalt derselben.

„Kennen Sie diese Perle?“ fragte er.

Der Juwelier betrachtete sie nur kurz, dann nickte er bedächtig.

„Sie gehört der Madam Saint-Pierre im Impasse Roufin, wissen Sie, wo jetzt der große Mord passierte —“

„Ja, ja, ich weiß,“ sagte der Detektiv ungeduldig, „wissen Sie auch, daß das die nämliche Perle ist, die in der Briestasche des jetzt wieder in Freiheit gesetzten Diebers gefunden wurde?“

Der Juwelier schob mit einem ganz verwunderten Gesicht die Hände in die Taschen.

„Nein, das wußte ich nicht, daß es gerade diese gewesen sein soll,“ sagte er, ganz erstaunt dem Detektiv in die Augen blickend.

„Weshalb sind Sie da so verwundert?“ fragte Sherlock Holmes.

„Weil die Geschichte mit der Perle, wenn es diese hier gewesen sein soll, ganz unmöglich ist.“

„Inwiefern?“ Sherlock Holmes' Interesse war hoch gespannt.

„Sie werden sich erinnern aus den Zeitungsberichten,“ begann er, „daß zwei Tage nach dem Morde die Perle gefunden wurde, einen Tag nach dem Mord aber hat sie Madam selbst aus dem Ringe ausbrechen lassen. Sie war persönlich hier und hat darauf gewartet! Na, sagen Sie bloß! Halten Sie etwas derartiges für möglich?“

Sherlock Holmes nickte lächelnd.

„Ich ahnte den Zusammenhang,“ sagte er, und wollte es nur aus Ihrem Munde bestätigt wissen. Es ist nur für den Fall, daß sie die Beschuldigung gegen Brouillard von neuem erhebt. Die Dame ist ja so unberechenbar. Jedenfalls danke ich Ihnen. Adieu!“ Er küßte leicht den Hut und verließ das Geschäft.

„Adieu, mein Herr,“ rief ihm der Juwelier nach, die Tür hinter ihm schließend. —

Sherlock Holmes' nächster Weg war nun zurück zu seinem Hotel. In tiefe Gedanken versunken, ging er vor sich hin.

Das war wieder einmal einer jener Fälle, die, je mehr man sie aufzuklären glaubt, sich desto mehr verwickeln.

War nun Rolf der Täter? War er es nicht?

Er zweifelte an seiner Schuld. Konnte er sich aber nicht irren? Und wer, wenn diese Unschuldigung sich wieder als Lüge erwies, war dann der Täter?

Konnte eine schwache Frau den eigenen Gatten, die eigene Mutter meuchlings mit kaltem Blute ermorden?

Nein, nein! War das nicht undenkbar? Unfaßbar?

Wie aber, wenn sie eine Mitschuldige war, gleich verrückt, gleich verwerflich wie der Mörder? War es das nicht, was er vermutete?

Unter solchen Gedanken erreichte er sein Hotel in der Nähe des Invalidendomes, in dem er mit seinem Famulus Wohnung genommen hatte.

Schon von weitem sah er Harry an einem der weißlackierten Tische auf der Terrasse des Hotelgartens mit einem jungen Mann in eifrigem Gespräch sitzen.

Er beschleunigte seine Schritte.

Als er näher kam, gewahrten ihn auch die beiden jungen Leute. Sofort standen sie auf und eilten ihm entgegen.

Jetzt erkannte der Detektiv auch den Begleiter Harrys: es war Lionel Brouillard. Tief zog er den Hut vor dem großen Kriminalisten, und mit einer freudigen Bewegung, eitel Sonnenschein auf dem Gesicht, streckte er ihm die Hand entgegen:

„Mr. Holmes,“ sagte er, „ich bin gekommen, um Ihnen zu danken. Sie haben mich wieder frei und glücklich gemacht! Ich suche Sie schon lange. Auf der Redaktion des 'Matin' habe ich erst erfahren, wer Sie in Wirklichkeit sind. Dort sagte man mir auch Ihre Adresse. Dank, vielen Dank, Mr. Holmes.“

Der Detektiv wehrte lächelnd ab. Liebenswürdig bot er ihm und auch Harry sein silbernes Zigarettenetui an und bediente sich selbst.

„Kommen Sie,“ sagte er, „die Terrasse ist ziemlich menschenleer, lassen Sie uns ein wenig auf und ab gehen und über den interessanten Fall plaudern. Sagen Sie mal, mein lieber Monsieur Brouillard, Sie sind doch längere Zeit im Dienste der Familie gewesen. Lebte das Ehepaar eigentlich glücklich miteinander?“

„Na, das kann ich nun nicht gerade behaupten, eher das Gegenteil,“ war die Antwort, „ich hatte immer das Gefühl, als ob Madam ihren Gatten nicht leiden konnte, und doch war er ein so gütiger, vornehmer Herr.“

„Und wie stand sie sich mit ihrer Mutter?“

„Auch nicht besonders. Die beiden Damen haben sich oft, sehr oft gezankt. Man hört das so, auch wenn man nicht horchen will,“ fügte er, wie sich entschuldigend, hinzu.

„Ja natürlich,“ beschwichtigte der Detektiv. „Sind etwa am Abend vor der Mordnacht ein solcher Auftritt statt?“

„Nein, sie waren im Gegenteil alle sehr vergnügt

miteinander," erzählte der Diener, „und ich wunderte mich noch, daß sie sich so gut vertrugen. Ich habe selbst serviert, das Mahl war an dem Tage besonders üppig —“

„Die Hefersmahlzeit," sagte Holmes, mehr zu sich selbst.

„Zuletzt mußte ich noch Rum servieren" fuhr der Diener fort.

„Rum?" fragte Sherlock Holmes verwundert.

„Ja, Rum. Die alte Dame sträubte sich auch dagegen, solchen zu trinken. Aber Madam nötigte sie dazu und umarmte sie dabei und schmeichelte ihr, was sie sonst nie tat. Zuletzt mußte ich noch die Gläser ins Schlafzimmer nachtragen."

„Sonderbar, sehr sonderbar," brummte der Detektiv vor sich hin.

„Haben Sie im Hause Ihrer Herrschaft jemals Gifte oder gichtartige Substanzen gesehen?" fragte er den Diener unvermittelt.

Der dachte einen Augenblick nach, dann sagte er harmlos:

„Wir hatten ja eine Hausapotheke, in der sich meines Wissens nach *Arsenik* und wohl auch *Blausäure* befand. Am Tage nach dem Mord aber erhielt ich von Madam den Auftrag, die Flaschen fortzuwerfen, da der Inhalt derselben zum Teil verdorben sei, wie sie sagte."

In großer Erregung war der Detektiv stehen geblieben. Hastig zog er sein Notizbuch und machte sich eifrig Notizen.

„Sind die Leichen sezirt worden?" fragte er atemlos.

„Ich glaube," erwiderte der Diener, „sie sind, soviel ich weiß, am nächsten Tage nach der Morgue geschafft und dann begraben worden."

Der Detektiv zog die Uhr.

„Jetzt ist es zu spät," murmelte er enttäuscht, nachdem er einen Blick auf das Zifferblatt geworfen hatte.

„Wo wollten Sie hin, Meister?" fragte Harry.

„Nach der Morgue. Doch erzählen Sie uns weiter, Monsieur Brouillard," bemerkte der Detektiv, sich eine neue Zigarette anzündend.

„Sie fanden Madam Saint-Pierre gefesselt. Wie war sie gefesselt?"

„Ja, wie soll ich das schildern?" erwiderte der Diener, „ich war ja so furchtbar erschrocken von dem gräßlichen Vorkommnis."

„Machte es Ihnen viel Mühe, die Fesseln zu lösen?" forschte der Detektiv.

„Nein, das nicht. Ich habe mich noch darüber gewundert. Sie war nämlich ziemlich lose gefesselt, und ich dachte noch, da hätte sie sich ganz gut selbst befreien können."

„So, so," brummte Sherlock Holmes, einige Eintragungen in sein Notizbuch machend.

„Machte es Ihnen etwa den Eindruck, als ob sie sich selbst gefesselt hätte?" fragte er.

„Sich selbst ge — —" stammelte der Diener verblüfft, „das weiß ich nicht. Ich habe damals überhaupt nichts denken können."

Die Dämmerung war inzwischen hereingebrochen, und der Garten füllte sich mit all dem internationalen, eleganten Hotelpublikum, das sich an den weißen Tischen niederließ oder in den Gängen promenierte, um das bald beginnende Konzert zu genießen.

„Wollen wir nicht noch einen kleinen Abendbummel durch die Straßen von Paris unternehmen? Ich glaube, da plaudert es sich viel besser. Hier wird uns doch bald die Musik übertönen," schlug Harry vor.

„Wird akzeptiert," erwiderte Sherlock Holmes, „du hast dich übrigens zum kompletten Bummeler ausgewachsen, Harry."

Sie verließen das Hotel und mischten sich unter das die Straßen durchflutende Publikum. Sherlock Holmes begann das unterbrochene Gespräch von neuem.

„Haben Sie nie in der Umgebung der Villa im Impasse Roussin verdächtige Gestalten bemerkt, die etwa das Haus umschlichen, oder sich sonst irgendwie in verdächtiger Weise in der Gegend zu schaffen machten?" fragte er.

„Das wohl," sagte der Diener, ruhig den Zigarettenrauch ausstößend, „aber das kam ja häufiger vor, besonders da die Villa ziemlich abseits stand."

„Sie sind ein äußerst harmloses Gemüt," lachte Sherlock Holmes, „nichts ist Ihnen auffällig, alles finden Sie selbstverständlich. Können Sie mir wenigstens einige dieser Gestalten, die Sie da öfters gesehen haben, näher beschreiben?"

Stonel Brouillard machte ein nachdenkliches Gesicht.

„Einmal, als ich spät abends das Gartentor noch schließen wollte," begann er zu erzählen, „das durch irgendein Versehen offen geblieben war, sah ich plötzlich zwei zerlumppte Kerle aus der Umzäunung huschen. Sie waren von einem Seitenweg des Gartens gekommen. Ich schlug natürlich sofort Alarm und machte Madam sofort Mitteilung, sie legte dem aber kein besonderes Gewicht bei, sondern lachte noch über meine übertriebene Angstlichkeit, wie sie sagte."

„Wie sahen die Burschen aus? Können Sie sich noch darauf besinnen?" forschte der Detektiv, sich unter einer Laterne Notizen machend.

„Genau ja nicht mehr. So viel habe ich aber gesehen, als sie an der Laterne vor dem Tor vorüberliefen, daß der eine sehr groß und plump, der andere aber klein und schwächig war. Dem großen schien ein Ohr zu fehlen, genau kann ich das aber nicht sagen. Er hatte ein

Gesicht wie eine Bulldogge, der kleinere hatte ein schmales Profil und dunkles Haar."

"Würden Sie die beiden wiedererkennen?"

"Es kann schon sein."

"Na, dann wollen wir doch gleich mal einen Ausflug ins dunkle Paris unternehmen," schlug der Detektiv vor, "denn daß die beiden Kerle Apachen waren, steht fest für mich. Vielleicht finden wir Gelegenheit, sie uns mal etwas näher anzusehen."

Harry Taron und Lionel Brouillard erklärten sich einverstanden.

Sie waren bei ihrem planlosen Streifzuge vor einen gewaltigen, viereckigen Bau gekommen von riesigen Dimensionen, die Halles Centrales, die große Pariser Markthalle.

"Da hat uns ja auch Freund Zufall gerade den richtigen Weg gewiesen," bemerkte der Detektiv erfreut, mit einem Blick auf den Riesenbau.

"Wie meinen Sie das, Meister?" fragte Harry neugierig.

"Die Gegend der Halles Centrales ist das gefährlichste Verbrecherviertel, das unbestrittene Apachenreich," belehrte ihn Sherlock Holmes, sich einen Augenblick prüfend auf dem großen Platz, auf dem sich die Zentral-Markthalle befindet, umsehend.

Viele Straßen, Gassen und Gäßchen mündeten strahlenförmig in denselben ein. In die schmutzigste und engste derselben bog Sherlock Holmes ein, gefolgt von seinen Begleitern. Ein übler Geruch strömte aus der Gasse, den drei Wandernden fast den Atem benehmend.

Plötzlich fiel Harry zu Boden.

In der nur ganz spärlich erleuchteten Gasse war er über einen am Boden liegenden, anscheinend schlafenden Menschen gestolpert. Gluchend drehte der sich auf die andere Seite, während Harry sich erhob und seine schmerzenden Knie rieb.

Nun bemerkten sie, daß überall an den Hauswänden und auf Treppenstufen schlafende Menschen lagen, Obdachlose, die Vermissten der Armen. An den Straßenecken aber standen unverfälschte Apachengestalten herum oder sie tauchten für Augenblicke spionierend und mit scheuen Blicken um sich sehend, aus dem Schatten der Hauseingänge auf, um gleich wieder im Innern der schmutzigen, halb zerfallenen Häuser zu verschwinden.

Einige Kellerfenster, an denen sie vorüberkamen, waren erleuchtet, aber mit schmutzigen, bunten Lappen verhängt, die keinen Einblick gestatteten.

Bei einem derselben schloß der Vorhang nicht ganz, und Sherlock Holmes lauerte sich nieder, um durch die Ritze desselben hindurchzusehen.

Plötzlich rief er leise Lionel Brouillard an.

"Sehen Sie, dort am Tische sitzt ein Mann mit nur einem Ohr, der auf Ihre Beschreibung passen würde," flüsterte er. Brouillard hockte sich gleichfalls nieder, um in die Spelunke zu sehen. Er erhob sich sofort wieder und, seine Beinkleider abklopfend, sagte er: "Das ist der größere der beiden Gestalten."

"Gehen Sie mit Harry Taron die Gasse entlang bis zum Ende derselben, damit wir nicht auffallen; dann kommen Sie wieder zurück, ich will inzwischen mal den Burschen etwas beobachten."

Harry Taron und Lionel Brouillard taten, wie ihnen geheißen war.

Sherlock Holmes verharrte regungslos auf seinem Beobachterposten. Er konnte von den Gesprächen, die da unten in der Spelunke geführt wurden, kein Wort verstehen, er sah nur die große, plumpe Gestalt des Einohrigen, sah die Bewegungen seiner großen, knotenfingrigen Hände.

Er sprach ohne Unterbrechung auf seine mit ihm am Tische sitzenden Kumpane ein, plötzlich aber, wie von dem scharfen Blick des Detektivs angezogen, wendete er langsam den vierschrötigen Kopf und schaute nach dem Fenster an den Spalt, Sherlock Holmes direkt in die Augen. Als habe er aber nichts bemerkt, drehte er sich wieder auf seinem Stuhle um und sprach weiter.

Zerlumpte Gestalten kamen und gingen, zechten und würfelten und führten heimliche Gespräche. Auch von dem Tisch des Einohrigen hatte sich einer entfernt. Sherlock Holmes beachtete es nicht, jedesmal, wenn einer von dem lichtscheuen Gesindel an ihm vorüber ging, stellte er sich schlafend oder betrunken.

Plötzlich erhielt er von hinten einen schweren Schlag mit einem Sandsack über den Kopf, der ihn betäubte.

"Verfluchter Spion!" zischte es an seinem Ohr.

Als Harry und Brouillard zurückkamen, fanden sie den großen Kriminalisten lang ausgestreckt, regungslos auf dem Trottoir liegen. Entsetzt rief Harry Taron den Namen des Besinnungslosen.

Da schlug er langsam die Augen auf.

Das Bewußtsein kehrte zurück, mit Harrys Hilfe richtete er sich auf, warf aber erst noch einen schnellen Blick in die Spelunke.

Der Einohrige war verschwunden.

Mit wenigen Worten erzählte Sherlock Holmes den beiden aufhorchenden, jungen Leuten sein Abenteuer, dann verließen sie die unwirtliche Gegend.

8. Kapitel.

Eine Sektion in der Morgue.

Graue Dämmerung lag noch mit lastender Schwere über dem Kirchhofe, und von dem feuchten Tau der Nacht durchtränkt, vom Herbstwinde zerzaust, hingen die bunten Kränze und Girlanden trübselig herab, wie die Zweige der neben ihnen stehenden Trauerweiden.

Alld der farbige Schmuck, der am eben vergangenen Allerseelentage, vereint mit den strahlenden Kerzen, der sonst so düsteren Ruhestatt der Toten etwas Freundliches, unter Tränen Lächelndes verliehen hatte, war dahin.

In diesem aufdringlichen Kontrast lag ein besonderes mahnendes Zeichen irdischer Vergänglichkeit.

Der alte Totengräber mochte wohl an etwas Ähnliches denken, als er, von seinem schmucken Häuschen kommend, mit Schaufel und Hacke auf der Schulter die eintönigen, lang gestreckten Gräberreihen durchschritt.

Bei einem noch frischen Hügel hielt er inne und warf die Gerätschaften zur Erde. Einige Worte vor sich himurmeln, spähte er in die Dämmerung hinaus, und als endlich von den Eingangstoren her einige dunkle Männergestalten nahten, meinte er:

„Da kommen ja auch die Herren vom Gericht und der Polizei schon. Der arme Monsieur Saint-Pierre mußte auf so hundsöttische Art und Weise ins Gras beißen, und nun muß ich ihn noch einmal ausgraben, damit sie ihn in der Morgue auseinander scheiden. So eine verfluchte Bande. *Sacré nom d'un chien.*“

Vor einer knappen Woche war seine Frau noch hier. „Monsieur,“ sagte sie zu mir, „passen Sie gut auf, daß von meinen Kränzen und Palmenzweigen nichts gestohlen wird.“ Fast meinte ich, die Augen wolle sie sich ausweinen, so herzbrechend schluchzte sie.“

Der Mann hielt einen Moment in seinem Selbstgespräch inne, einen Blick auf die Nahenden werfend, darauf fuhr er fort:

„Dann sprang sie plötzlich aus ihrer knienden Stellung auf, balte die Fäuste und schrie mich an, als ob ich der Mörder ihres Gatten wäre: *M e i n e t e u r e n T o t e n w e r d e n a n m i r d i e g r o ß e R ä c h e r i n f i n d e n, d i e s i e v e r d i e n e n! W e h e, d r e i m a l w e h e d e n S c h u r k e n!*“

Der Totengräber hatte sich ordentlich in Hitze gesprochen und seine Aufmerksamkeit nur nach der Seite des Friedhofseingangs konzentriert, deshalb war es ihm auch entgangen, daß von dem inneren Teil des Friedhofes her ein schlanker Herr mit energischen Gesichtszügen genäht war.

„Bonjour, Monsieur!“ sagte Sherlock Holmes, denn

der war es, im Nähertreten, „was, deklamieren Sie schon am frühen Morgen Molière?“

Der Totengräber war beim Klange der Stimme zusammengezuckt, er nahm seinen Hut ab und erwiderte den Gruß des großen Detektivs.

„O nein,“ war die Antwort, „ich wiederholte nur jene Worte, die Madam Saint-Pierre vor wenigen Tagen äußerte.“

Jetzt traten auch die Herren der Exhumierungskommission hinzu, Polizeibeamte, Juristen und Aerzte, die die Obduktion später vornehmen sollten, Dr. Balthasar mit seinen Assistenten.

Nach der ersten Begrüßung wandte sich der Obmann der Kommission sofort an den großen Detektiv.

„Monsieur Holmes, ich muß Ihnen leider die Mitteilung machen, daß von unserer höchsten Justizbehörde die Anordnung getroffen ist, niemand außer dieser Kommission das Beisein während der Exhumierung und nachfolgenden Sektion in der Morgue zu gestatten. Ein Mittel, Ihre Anwesenheit zu ermöglichen, sehe ich demnach nicht; und so muß ich Sie bitten, so erwünscht mir persönlich Ihre Assistenten bei dem Akt wäre, fern zu bleiben.“

Der große Detektiv zuckte bedauernd mit den Achseln und war im Begriff, sich grüßend zu entfernen, als sich Dr. Balthasar an den Obmann wandte:

„Wie wäre es denn, wenn Monsieur Holmes für heute die Stelle meines protokollierenden Assistenten einnähme? Mein jüngerer Kollege wird gern unserm berühmten Freund und Standesgenossen seinen Posten überlassen.“

Der Obmann blickte den jungen Mann fragend an, und als dieser eine zustimmende Verbeugung machte, sagte er:

„Oui, Messieurs, ich habe gegen diese Lösung nichts und kann die Aenderung in der Person des medizinischen Protokollführers wohl gutheißen, besonders, da mir die wissenschaftliche Qualifikation, sowie die sprachliche Fertigkeit, die nötig ist, auch bei dem Meister aller Detektive, Monsieur Holmes, durchaus einwandsfrei erscheint.“

So war es denn Sherlock Holmes gelungen, an den wichtigen Untersuchungen teilnehmen zu können. Die Amtshandlungen nahmen nun ihren Fortgang. Mit Hilfe hinzutretender Assistenten legte der Totengräber den Sarg vom Erdreich frei.

Auch das Herausnehmen aus dem Grabe war mit verhältnismäßig wenig Schwierigkeiten verknüpft, da die Griffe und Schrauben des Sarges gut im Holze hielten.

Ein heranfahrender Leichentransportwagen nahm alsbald die sterblichen Reste des Ermordeten auf und führte sie der Morgue zu, wohin die Herren der Obduktionskommission in Droschken voraus fuhren.

Das so vielgenannte Pariser Schauhaus ist ein unscheinbares Gebäude, und doch streben ihm vom frühen Morgen bis zum Abend die Scharen der vorübereilenden Pariser zu. Vertreter der verschiedensten Berufszweige und Gesellschaftsklassen kann man in dem schmalen, nüchternen Raume mit eisiger Temperatur finden, der den Ausblick auf die dort ausgestellten starren Körper bietet, die hinter den doppelten Glasscheiben vor den Gefrierkammern liegen. — —

An der Rückfront der Morgue hielten die Wagen, und vom Direktor und Kommissar des Schauhauses empfangen, schritten die Herren der Obduktionskommission in den neben der Einlieferungshalle gelegenen Seziersaal.

Der Sarg mit dem Ermordeten wurde bald darauf gebracht und Sherlock Holmes nahm an einem Tischchen Platz, der das Schreibgerät zur Aufnahme des Protokolls enthielt.

Einige Diener der Morgue hatten inzwischen unter Leitung des Dr. Balthasar den Sarg geöffnet und den schon in Verwesung übergegangenen Leichnam mit gummibehandschuhten Händen zum Tisch getragen, auf dem die Sektion stattfinden sollte.

Dem Gebrauch des Messers war der Arzt glücklich enthoben, da die Austrennung einiger Nähte genügte, um die Oeffnung der Körperhöhlen zu bewirken, die kurz nach dem gewaltsamen Tode Monsieur Saint-Pierres schon einmal zur Untersuchung vorgelegen hatten.

Die Mitglieder der Kommission waren bei dieser Prozedur merkwürdig schweigsam geworden. Sie rauchten frampshaft ihre Zigarren und starrten meistens zu den auf die Seine blickenden Fenstern hinaus, während der Arzt mit feinen Pinzetten arbeitete und Sherlock Holmes seine Angaben in kurzen, klaren Sätzen zu Papier brachte.

„So, Monsieur Samard, das Wesentliche wäre jetzt getan,“ äußerte Dr. Balthasar endlich, „das Ergebnis der Autopsie bestätigt bis jetzt meinen seinerzeitigen Befund.“ Dann wandte er sich zum Direktor der Morgue. „Wie ich soeben feststellte, sind die inneren Organe der Bauchhöhle, in der Leiche hier, respektive im Sarge nicht vorhanden; ich nehme deshalb an, daß sie sich unter dem Dache im Kühlraum befinden, und bitte Sie, Monsieur, sie jetzt herholen zu lassen.“

Der Kommissar des Schauhauses erhielt nun eine demgemäße Weisung, und während der Arzt die zuletzt

begutachteten Teile der Leiche zurecht legte und die Diener der Morgue sie wieder in den Sarg packten, entwickelte der eben genannte Beamte in dem Dachraum der Morgue eine eifrige Tätigkeit, die allerdings mit einem negativen Ergebnisse endete.

Schon war den unten im Obduktionsaal Harrenden die Zeit lang geworden, als der Kommissar endlich zurückkehrte und meldete, daß das Gefäß mit den Eingeweiden verschwunden sei.

Ein „Sacré nom . . .“ über das andere fluchend, liefen Direktor und Kommissar in den eiskalten Kühlräumen umher, aber das Gefäß mit den Innenorganen war und blieb verschwunden.

„Da muß uns ein Streich gespielt sein, Doktor,“ meinte zum Schluß der Direktor.

Samard, der Polizeichef, lehnte freidebleich an einem Fenster und kämpfte mit einer Uebelkeit. Nervös hatten seine Finger während der ganzen Zeit des Wartens an den Fensterscheiben herumgetrommelt. Jetzt gab er sich einen Ruck.

„Nun denn, Messieurs, so schließen wir das Protokoll.“

Dr. Balthasar verbeugte sich zustimmend.

„Ziehen wir also das Fazit, soweit uns dies möglich.“

Dem Befunde nach muß ich mich ganz dem ersten Gutachten anschließen: *St i c k f l u ß i n f o l g e E r d r o s s e l u n g!* Das ist alles, was ich sagen kann.“

Sherlock Holmes schrieb schnell die Schlußformel unter das Schriftstück, darauf trat einer nach dem andern von der Kommission heran und setzte seinen Namen unter das noch tintenfeuchte Protokoll.

Die Schrauben knirschten von neuem im harten Holze des Sarges, die Morguediener schleppten den Totenschrein hinaus, und bald verkündete das dumpfe Rollen über die nahe Brücke, daß der tote Monsieur Saint-Pierre von neuem seinem kalten Kämmerlein zwei Meter unter der Oberfläche des Friedhofes entgegenfuhr, in dem er von nun an ungestört ruhen sollte. —

„Monsieur Holmes,“ meinte der Dr. Balthasar, als sich die übrigen Mitglieder der Kommission bereits verabschiedet hatten und sie selber über den Pont St. Michel schritten, „wie wäre es, wenn wir uns nach dieser Morgenarbeit durch einen guten Kognak stärken, habe in meiner Wohnung eine ganz achtbare Marke. Uebrigens, da sind wir schon, also nur hinaufspaziert.“

Der große Detektiv folgte der Einladung, und bald saßen beide im Sprechzimmer des Arztes und tauschten ihre Meinungen über den immer mysteriöser werdenden Fall Saint-Pierre aus.

„Wir stehen tatsächlich hier vor einem Rätsel,“ äußerte Dr. Balthasar.

„Doch wohl nicht ganz,“ warf der große Detektiv ein, „denken Sie doch einmal nach, lieber Doktor. Ist Ihnen denn noch gar nicht der Verdacht gekommen, daß Madam Saint-Pierre bei dem Morde ihres Gatten und ihrer Mutter beteiligt sein könne?“

Erschrocken starrte der Arzt auf Sherlock Holmes, und leise den Kopf hin und her wiegend warf er ein:

„Alle Achtung, Monsieur, vor Ihrem kriminalistischen Genie, aber bedenken Sie doch: Zwei erwachsene, kräftige Personen erdrosseln, das ist doch ein Stück Arbeit, zu dem nicht nur eiserne Nerven, sondern auch ziemliche Körperkräfte nötig sind. Und über diese sollte eine elegante Pariser Dame mit modernem, d. h. zerkürrtem Nervensystem verfügen?“

„Nehmen wir einmal an, sie habe Komplizen gehabt“ beantwortete Sherlock Holmes die Frage.

„Das wäre wohl die einzige Möglichkeit,“ bestätigte der Arzt, „dann könnte auch das Ergebnis der Obduktion des Leichnams ihrer Mutter, das heute ebenfalls in der Provinz kontrolliert wird, seine Bestätigung finden, wonach bei der älteren Frau eine Zerreißung der Milz stattgefunden hat.“

„Das ist vorher festgestellt?“

„Gewiß,“ nickte Dr. Balthasar, „somit ist es meine feste Ueberzeugung, daß eine so brutale Arbeit, selbst an narkotisierten Personen, nur von ein paar kräftigen Männerhänden geleistet werden kann.“

Sherlock Holmes schwieg eine Weile. Dann trank er sein, von seinem freundlichen Wirt von neuem gefülltes Gläschen aus und erhob sich, um sich zu verabschieden. Schon im Gehen äußerte er.

„Das Ehepaar hat Hausfreunde besessen. Könnte nicht ein nächtlicher Streit einen derartig schrecklichen Ausgang gehabt haben?“

„Alles Hypothesen und Vermutungen, Monsieur, auf die wir mit den zur Hand habenden Mitteln keine Antwort finden können. Ich für meinen Teil glaube, daß die einzige genaue Lösung durch die Medizinische Wissenschaft nur auf chemischem Wege hätte erfolgen können.“

Die Innenorgane sind verschwunden, somit ist eine wissenschaftliche Antwort nach dieser Richtung hin nicht möglich.“

Sherlock Holmes drückte dem freundlichen Herrn die Hand und ging die Treppe hinab auf die Straße.

Er pfiff einer vorüberfahrenden Droschke und ließ sich in jenes Hotel fahren, wo Harry seiner schon harrete.

9. Kapitel.

Das Geheimnis des Elysée-Palastes.

In seinem Hotel saß Sherlock Holmes beim Five-o'clock-tea, während Harry Tagon in den herrlichen Esplanades des Invalides einen Spaziergang machte.

Geräuschlos servierten die blendend weiß beschürzten Kellner. Einer derselben näherte sich dem großen Kriminalisten, ihm auf silbernem Tablett einen Brief überreichend.

Sherlock Holmes riß das schmale, mit einer feinen Damenhandschrift bekratzelte Kuvert auf.

Erstaunt las er:

„Monsieur!

Kennen Sie den Palast des Barons Hirsch in den Champs Elysées? Er besitzt zwei Aufgänge, den herrschaftlichen und einen für die Dienerschaft bestimmten. Der letztere ist es, den Sie im Auge behalten sollen. Kommen Sie, bitte, heute abend um zehn Uhr dorthin. Ich will Ihnen wichtige Aufklärungen, den Mord im Impasse Roussin betreffend, geben. Eine Wissende.“

Sherlock Holmes ließ ein leises Pfeifen durch die Zähne hören. Noch einmal überslog er den kurzen Inhalt des nach Veilchen duftenden Billetts, dann erhob er sich.

Er sah nach seinem Chronometer, verglich ihn mit der Hoteluhr und stellte ihn dann nach derselben. Leise vor sich hin pfeifend und mit den Fingern knackend, begab er sich nach seinem Zimmer, wo er sich umkleidete.

Dann machte er sich auf die Suche nach Harry Tagon. Er war nicht schwer aufzufinden, und bald befanden sich die beiden Kriminalisten in angeregtem Gespräch, wobei sie Arm in Arm in den Anlagen auf und ab gingen.

„Also, mein Junge,“ schloß Sherlock Holmes seine Instruktionen, „ich werde dieser sonderbaren Aufforderung Folge leisten, und zwar allein.“ Harrys Gesicht verfinsterte sich.

„Du hast inzwischen schon zu tun, my boy,“ fuhr der große Detektiv fort.

„Wie aber, Meister, wenn das Ganze nur eine Falle ist, die man Ihnen stellte?“ fragte sein treuer Famulus besorgt.

„Du siehst Gespenster, Harry, am helllichten Tag,“ war die in leicht ironischem Tone gegebene Antwort, „da sei ohne Sorge. Wir arbeiten ja erstens mal so vorsichtig, daß wohl niemand ahnt, welche Spur wir verfolgen. Und dann zweitens: was soll mir wohl in einer so belebten Gegend, wie es die Champs Elysées ist, passieren? Nein, mein Junge, deine Sorge um mich rührt mich ja, aber sie ist wahrhaftig übertrieben!“

Am Abend trennten sie sich nach dem Souper. Harry begab sich mit dem mißmutigsten Gesicht von der Welt auf sein Zimmer, während Sherlock Holmes, seine geliebte, kurze Shagpipe im Munde, das Hotel verließ.

Auf der Straße vertauschte er die Pfeife mit einer Zigarette und ließ erstere in die Tasche gleiten. Er durchschritt die im Abendchlummer liegenden Esplanades des Invalides, ging eine kurze Strecke das Quai d'Orsay an der Seine entlang bis nach der Pont des Invalides, die über den Fluß führt.

Einen Augenblick stand er auf der Brücke still, beugte sich über das Geländer und blickte in die leise plätschernden Fluten, dann setzte er seinen Weg fort. Die Turmuhr vom protestantischen Tempel schlug gerade zehn, als er sich vor dem Palast des Barons Hirsch befand.

An dem Hauptportal schritt er vorüber und wollte gerade an der Tür des für Dienstboten bestimmten Aufganges Aufstellung nehmen, als sich diese plötzlich öffnete und im Rahmen derselben eine schlanke Dame erschien.

„Sie selbst, Madam Saint-Pierre?“ stieß Sherlock Holmes verblüfft hervor.

Sie legte zum Zeichen des Schweigens den Finger an den Mund und winkte ihm mit der schlanken, weißen Hand.

„Kommen Sie hier herein,“ flüsterte sie, „ich will Sie an einen Ort führen, wo wir vollständig ungestört sind. Niemand außer Ihnen soll erfahren, was ich Ihnen anzuvertrauen habe. Ich will Ihnen ein großes Geheimnis verraten. Kommen Sie.“ Sie ergriff seine Hand und zog ihn in den dunklen Flur.

Ihre Worte klangen so echt, so natürlich, daß der Detektiv keinen Augenblick an der Wahrheit derselben zweifelte. Willig folgte er ihr.

„Aber warum an diesem Ort?“ wandte er nur ein.

„Gerade dieser birgt eben das Geheimnis,“ gab sie zurück, ihn eine Kellertreppe hinunterführend.

„Ihr Vertrauen ehrt mich, Madam,“ bemerkte Sherlock Holmes, vorwärts tappend, „es ist mir nicht ganz klar, weshalb gerade ich den Vorzug genieße —“

„Ihre ganze Art, Ihre Persönlichkeit erschien mir so vertrauenswürdig und ich muß mein Gewissen erleichtern,“ log sie darauf los, und Sherlock Holmes glaubte sich schon fast am Ziel, glaubte schon, daß der Schleier, der über dem mysteriösen Doppelmord lag, gelüftet würde.

Die schöne Führerin stieß jetzt eine Tür auf und zog den Detektiv in einen finsternen, feuchtkalten Gang.

Sherlock Holmes stutzte einen Augenblick. Was sollte das bedeuten? Aber immer weiter folgte er ihr, der Tunnel schien kein Ende zu nehmen.

Jetzt blitzte eine Strecke vor ihm ein Licht auf, und er erkannte im Scheine desselben die dunklen Umrisse

einer Gestalt, die sich in gebückter Stellung an der Seitenwand zu schaffen zu machen schien.

Da zuckte ihm der Gedanke durch den Kopf: Wie, wenn du wirklich in eine Falle geraten wärest?

Das Mißtrauen regte sich in ihm. Mit der freien Hand tastete er nach seinem Revolver — doch in demselben Augenblick wurden ihm von hinten mit einem kräftigen, festen Jiu-jitsu-Griff die Arme zurückgebogen.

Eine Blendlaterne leuchtete hinter seinem Rücken auf, und ein baumlanger, ungeschlachter Kerl warf ihn mit einem Ruck und einem Stoß mit dem Knie in den Rücken zu Boden. Ehe sich der Detektiv noch von seinem Schrecken erholen konnte, fühlte er eine eiserne Kette um seinen Körper und sah über sich das rohe, grinsende Gesicht eines einohrigen Mannes. Sherlock Holmes stieß einen langgezogenen Schrei aus:

„Hollo! Zu Hilfe!“ Eine schmutzige, knochige Hand preßte sich auf seinen Mund.

„— o — o —! — — il — fe — —“ kam das Echo zurück.

Mit einer schnellen Bewegung warf die Frau, leicht zusammenschauernd, ein nach Veilchen duftendes Spitzen-taschentuch dem Strolch zu.

Der verstand.

Im Nu hatte er es dem Detektiv, zu einem Knebel geballt, in den Mund gestopft, dann zog er die Fesseln um den Oberkörper des Ueberfallenen noch fester an und band ihm die Füße. Mit einem harten Griff faßte er ihn dann am Rockragen und schleifte ihn hinter sich her bis zu der immer deutlicher werdenden Gestalt, die beim Schein einer Laterne zu arbeiten schien.

Sherlock Holmes sah jetzt, daß der Mensch Steine vor einer Nische der Seitenwand des langgestreckten unterirdischen Ganges aufmauerte.

„Wie weit bist du, Anatole?“ flüsterte jetzt der einohrige Riese dem schwächtigen, schwarzhaarigen Manne zu. Der wies auf einen Haufen aufgeschichteter Backsteine.

„Ich glaube, sie werden jetzt langen,“ sagte er.

Das Einohr ließ sein Opfer zur Erde gleiten und prüfte die Steine.

Sherlock Holmes bewegte sich leise und hielt Umschau.

An die Wand mit einer Hand gestützt, stand das rot-haarige Weib, einen rätselhaften Blick in den Augen, Furcht und Entsetzen spiegelten sich in demselben. Sherlock Holmes schleuderte ihr einen verachtungsvollen Blick zu, unter dem sie erbleichte.

Die Laternen warfen einen trüben Schein auf die feuchtglitzernden Wände.

Sherlock Holmes gewahrte, nicht weit von den leise beratenden Halunken entfernt, eine nischenähnliche Vertiefung in der Wand.

Ein großer Eimer Mörtel stand daneben, eine fast neue Maurerkelle lag am Boden. Eine andere hielt der mit Anatole Ungeredete in der Hand.

Ein Schauer rann über den Körper des Gefesselten.

Die Sachlage war ihm jetzt vollständig klar.

Er sollte eingemauert werden!

Wie hilflos, glitten seine Augen in alle Ecken. Nichts, nichts war zu entdecken, das ihm hätte Rettung bringen können.

Aus den Ecken am Boden und in der Nische drang phosphoreszierendes Leuchten.

Große, übelriechende Wasserlachen bedeckten den Boden, und in einer derselben lag Sherlock Holmes mit dem Oberkörper.

Er versuchte, sich durch Recken des Körpers wenigstens in eine andere Lage zu bringen, als sich der größere der Schurken plötzlich umdrehte.

„Kannst es wohl nicht erwarten, bist du eingest zum himmlischen Frieden?“ lachte er roh und höhnisch, auf ihn zutretend.

Er packte den Detektiv und hob ihn in die Höhe. Mit Anatoles Hilfe trug er ihn nach der Nische, in die sie ihn aufrecht stellten.

„Nu los!“ kommandierte das Einohr, sein Opfer fest an die Wand pressend, so daß er ihm fast den Brustkasten eindrückte.

Schweratmend, kalten Schweiß auf der Stirn, sah Sherlock Holmes zu, wie der Schwarzhäarige begann, eine Lage Steine zu setzen und zu vermauern. Dann folgte die zweite.

Mit hochgehobenem Arm hielt ihm das Weib die Laterne dazu. Ihr Haar flimmerte, die Augen leuchteten nachtdunkel aus dem freidebleichen Gesicht. Noch einmal traf ein Blick sie aus Sherlock Holmes' Augen.

Da ließ sie die Laterne sinken.

„Leuchten!“ schrie der einohrige Riese in drohendem Tone — und mit kaum merklichem Zittern hob sie den Arm von neuem, um den gedungenen Schurken bei ihrem Mörderwerk Licht zu geben.

Angewidert wandte sich Sherlock Holmes ab. Hoffnungslos starrte er auf die sich immer höher türmende Mauer vor ihm, an der jetzt auch das Einohr mit arbeitete. (Siehe Titelbild.)

Jetzt reichte sie ihm schon bis zur Brust.

Mit wilden Hammerschlägen kloppte sein Herz, sein Atem ging hörbar, keuchend rang er sich von seinen Lippen. Vor seinen Augen tauchte das enttäuschte, bekümmerte Gesicht seines Harry auf.

Warum, warum hatte er seinem Schüler nicht gestattet, ihn zu begleiten?

Einige große Spritzer Mörtel platschten ihm von der Kelle Anatoles ins Gesicht.

„Entschuldigen Sie,“ sagte dieser zynisch.

Da, mit der letzten Kraft des Selbsterhaltungstriebes versuchte Sherlock Holmes, sich gegen die Mauer fallen zu lassen.

Es war ebenso zwecklos wie sinnlos. Sie wich und wankte nicht. Der Riese drückte ihn, die Faust an seiner Kehle, wieder zurück. Die mißglückte Versuch hatte nur zur Folge, daß die rothaarige Frau vor Schreck die Laterne fallen ließ, so daß sie zerschellte.

Gluchend reichte ihr das Einohr die andere, die nur ein winziges Lichtstumpfen aufwies, das nur noch schwach flackerte.

„Wir sind ja gleich fertig,“ tröstete Anatole.

Doch da erlosch auch schon das Licht.

Begünstigt von der Dunkelheit, versuchte Sherlock Holmes, mit den Fingern, die gerade auf die Tasche seines Rockes gepreßt waren, seine sauber ausgeklopfte Shagpfeife hervorstoszen. Es gelang ihm.

Dann bückte er sich und nahm sie zwischen die Lippen. Mit dem Munde schob er sie in eine Ritze zwischen den Steinen, die noch nicht vermauert war, so daß er bequem durch dieselbe von draußen Luft einziehen konnte.

Niemand bemerkte es.

Jetzt wurde der letzte Stein eingeschoben, die letzte Kelle Mörtel flog gegen denselben — dann wurde es totenstill um ihn.

Nur ganz schwach und gedämpft vernahm er das leise Murmeln der drei vor der Mauer, die ihn nun von der Welt, von allem abschloß. Dann hörte er, wie im Traum, die sich entfernenden Schritte sacht verhallen.

Seine Zähne bissen auf das Mundstück seiner geliebten Shagpfeife.

Gott sei Dank! Vor dem Erstickungstode war er bewahrt. Tief holte er Atem, dann lehnte er sich müde gegen die Wand.

Würde man ihn finden? Wohl schwerlich. Also war er verurteilt, hier zu verhungern. Alle Hoffnung begann, ihn plötzlich zu verlassen. In einer Anwandlung von Schwäche schloß er die Augen. — — — — —

Harry Taron war, nachdem ihn sein Meister verlassen hatte, auf sein Zimmer gegangen.

Einige Stunden beschäftigte er sich mit der Erledigung von Korrespondenzen. Dann schlenderte er, tiefe Unmutsfalten auf der Stirn, nach dem Zimmer Sherlock Holmes', um sich nach neuer Arbeit umzusehen.

Sein Blick fiel auf das geheimnisvolle Billett der „Wissenden“, das der Detektiv achtlos auf den Tisch geworfen hatte. Unschlüssig drehte er es in den Händen.

„Und wenn ich zehnmal seinen Zorn erzeuge, und wenn ich die Hölle mit sämtlicher Teufel über mich damit heraufbeschwöre — ich gehe ihm doch nach!“ murmelte er trotzig vor sich hin.

Bald darauf verließ er, ein Wettercape um die Schultern, dessen Kapuze er über den Kopf zog, das Hotel. —

Ein Gewitter stand am Himmel. In Strömen floß der Regen.

Harrys Herz klopfte angstvoll. Würde er ihn finden? So viele Stunden war er schon fort, und noch keine Nachricht, kein Zeichen von ihm.

Das war keine gute Vorbedeutung.

Vom Regen gepeitscht, hastete er vorwärts. Vor dem unbewohnten Palast des Barons Hirsch machte er Halt. Unschlüssig sah er sich um. Dann drückte er leise auf die Klinke der schmalen Tür, die den für die Dienerschaft bestimmten Eingang bildete. Sie gab nach.

Auf den Fußspitzen betrat Harry den Flur. Seine elektrische Taschenlaterne warf einen breiten Schein über denselben bis nach der angelehnten Kellertür.

Einem plötzlichen Instinkte folgend, eilte Harry die Treppe hinunter und befand sich bald in einem mächtigen, verzweigten Kellerraum, der in einen schmalen Gang auslief.

Kartoffel- und Gemüsekeller wechselten ab mit Holz- und Kohlengelassen, dann verengte er sich abermals zu einem schmalen Gang.

Harry leuchtete mit der Laterne in denselben. Ein kleiner, weißlicher Gegenstand lag in demselben am Boden. Harry eilte hinzu und hob ihn auf.

Es war ein Zigarettenstummel.

„Ah!“ rief Harry erfreut, „auf richtiger Fährte! Hier hat er seine Zigarette weggeworfen! Es ist seine Marke!“

Da fiel sein Blick auf eine Tür. Hastig stieß er sie auf.

„Ein unterirdischer Gang!“ murmelte er erstaunt. Schnell eilte er in demselben vorwärts. Von Zeit zu Zeit ließ er das Licht der kleinen Laterne spielen. Dann legte er beide Hände an den Mund und rief, daß es schallte:

„Hallo! Meister, Harry ist hier! Wo sind Sie?“

Ein merkwürdiges Zischen und Pfeifen antwortete ihm. Sherlock Holmes hatte den Ruf vernommen und die zischenden Geräusche durch das Rohr der Shagpfeife hervorgebracht. Harry eilte dem sonderbaren Klange nach, immer näher und näher kam er.

„Meister, wo sind Sie?“ rief er noch einmal, als er ahnungslos vor der frisch vermauerten Nische stand.

„Hier bin ich!“ klang eine dumpfe Stimme, wie aus einem Grabe kommend, dicht an seinem Ohr.

Erchrocken prallte der junge Mann zurück. Er hatte begriffen.

Eingemauert hatte man seinen Meister! Sein Blick fiel auf die umherliegenden Steine. Einen nach dem andern ergriff er und bombardierte mit denselben die Mauer wie rasend, bis er eine Bresche geschlagen hatte, durch die

hindurch er den Körper seines Meisters fühlen und sich mit dem aus einer schrecklichen Lage erlösten Detektiv verständigen konnte. Dann riß er mit den Händen die Mauer weiter nieder. Es war eine mühevolle Arbeit. Das Blut drang ihm schon unter den Fingernägeln hervor. Endlich konnte sich Sherlock Holmes durchschieben. Harry half dem Hilflosen und befreite ihn von seinen Fesseln.

„Wieder einmal deinem Meister das Leben gerettet, Harry! Ich danke dir!“ rief Holmes, als er sich wieder frei bewegen konnte.

„Kommen Sie, lieber Meister, lassen Sie uns eilen, daß wir von hier fortkommen!“ drängte Harry. Arm in Arm strebten sie zehn Minuten später dem Hotel zu.

10. Kapitel.

Entlarvt.

Polizeichef Samard saß an seinem großen Doppelpult in der Préfecture de Police, als sich Sherlock Holmes bei ihm melden ließ.

Samard ließ bitten, und nach der Begrüßung begann folgendes Zwiegespräch:

„Monsieur Samard, ich ersuche dringend um sofortige Verhaftung der Madam Marguerite Saint-Pierre,“ meinte der Detektiv.

„Wessen?“ fragte, bestürzt von seinem Stuhle aufspringend, Samard.

Sherlock Holmes antwortete fest und ruhig: „Madam Marguerite Saint-Pierre.“

Samard erhob sich wütend: „Herr, Sie sind toll!“ schrie er.

Mit kaltem Lächeln erklärte Sherlock Holmes: „Ebenso wenig wie Sie, Monsieur.“

„Wessen wollen Sie die Dame beschuldigen?“

„Zunächst der Beihilfe bei einem Mordversuch,“ bemerkte der Detektiv, jedes Wort betonend. „Dann beantrage ich ihre Verhaftung wegen dringenden Verdachtes der Mittäterschaft am Gatten- und Muttermord!“

Totenbleich sank der Polizeichef in seinen Stuhl zurück.

„Herr, wie kommen Sie zu so ungeheuren Beschuldigungen einer Dame der besten Gesellschaft —“

„Welcher Gesellschaft die Dame angehört, ist hier Nebensache,“ entgegnete der Detektiv eifrig, „jedenfalls habe ich schlagende Beweise für meine Behauptungen.“

Er öffnete die Tür und ließ den draußen wartenden Harry eintreten.

„Ein Mordversuch?“ stammelte Samard indessen ganz geistesabwesend, „gegen wessen Person soll denn der gerichtet gewesen sein?“

„Das glücklich einem entsetzlichen Tode entronnene Opfer steht vor Ihnen —“

„Sie selbst, Mr. Holmes?! Mein Gott, wie ist das möglich?! Sie sehen mich ja ganz fassungslos, es wird Ihnen erklärlich sein, wenn Sie hören, daß ich in dem Hause der Dame aus und ein ging. Wollen Sie mir, bitte, den Hergang erzählen?“

Das tat der Detektiv denn auch in ruhiger, sachlicher Weise.

Mehrmals wurde er dabei von dem Polizeichef unterbrochen, der immer wieder in die entsetzten Worte ausbrach:

„Mon dieu! Mon dieu! Ist denn derartiges überhaupt möglich?!“

Sherlock Holmes zuckte die Achseln:

„Die Wahrheit ist oft befremdlicher als die Phantasie,“ sagte er.

Harry Taron beschloß die Erzählung des unheimlichen Abenteuers durch die lebendige Schilderung der Rettung seines geliebten Meisters.

Den Kopf in die Hand gestützt, hörte der Polizeichef zu. Die Angelegenheit schien ihm sehr nahe zu gehen. Hatte er zu tief in die Augen der ebenso schönen wie verruchten Frau gesehen?

„Ich kann es nicht fassen —“ murmelte er vor sich hin.

„Kennen Sie die Handschrift der Witwe des ermordeten Malers?“ fragte Sherlock Holmes.

„O gewiß, sehr gut,“ war die Antwort.

Der Detektiv suchte in einer Tasche seines Rockes nach dem Brief, der ihm die Einladung zu dem Rendezvous am Palais des Barons Hirsch vermittelt hatte, und, als er ihn gefunden, überreichte er ihn dem Chef mit den Worten:

„Ist das die Handschrift der Dame, oder ist sie es nicht?“

Nur einen Blick warf Samard auf das ominöse Blatt Papier.

„Sie ist es,“ sagte er dann.

Eine minutenlange Pause trat ein.

Jeder war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

Der Polizeichef schien einen schweren Kampf zu kämpfen, aus dem sein Pflichtgefühl siegreich hervorging, denn plötzlich erhob er sich, seine ganze Figur schien sich zu straffen, und mit völlig veränderter Miene sagte er, jetzt ganz Beamter:

„Ihrem Antrag, Mr. Holmes, soll stattgegeben werden!“

„Ich danke Ihnen, Monsieur Samard,“ sagte dieser und erhob sich, um sich zu verabschieden. Der Polizeichef hielt ihn jedoch zurück.

„Einen Augenblick noch,“ sagte er, „die Verhaftung soll auch erfolgen wegen Verdachtes der Mittäterschaft

an dem Doppelmord im Impasse Roussin. Haben Sie weitere Verdachtsgründe?“

Sherlock Holmes schilderte ihm den Erfolg seiner Arbeit.

„Ich werde sofort den Haftbefehl erlassen,“ schloß der Polizeichef die Unterredung, dem großen Kriminalisten die Hand drückend.

Noch an demselben Tage wurde Alexander Rolf aus der Haft entlassen. — — — — —

Die schöne, elegante Madam Saint-Pierre drehte inzwischen unschlüssig ein schmieriges Stück Papier in der Hand, das ihr die Morgenpost gebracht hatte.

In groben, ungefügigen Lettern stand darauf:

„Madam!“

Nachdem wir heute vergeblich an der Wettereiche im Wäldchen von Belleville gewesen sind, um unser ‚Honorar‘ in Empfang zu nehmen, fordern wir Sie auf, Ihren Verpflichtungen bis heute abend 10 Uhr nachzukommen. Sollten Sie vorziehen, zu knäusen, so rate ich Ihnen, sogleich Ihr Testament zu machen. Daß Sie mit uns nicht spielen können, werden Sie wohl wissen!“

Eine Unterschrift trug das Schreiben nicht. Mit zusammengepreßten Lippen las sie es immer wieder. Dann schien sie zu einem Entschluß zu kommen.

Hastig warf sie einen Mantel um und drückte ein kokettes Hütchen in das Haar.

„So, sollte jemand nach mir fragen, so schicke ihn nach meinem Sommersitz, dem Vert Logis in Belleville. Dort bin ich anzutreffen,“ trug sie dem kleinen Dienstmädchen auf.

Sie dachte dabei an Maurice Borderel. Von Tag zu Tag hoffte sie, daß er kommen würde.

Jetzt war sie im Begriff, zu ihm zu gehen. Sie konnte und durfte ihn nicht verfehlen. Eilends verließ sie das Haus.

Erstaunt empfing sie der Graf, kalt und abweisend.

„Ist es dir gelungen, dich von dem furchtbaren Verdacht, der auf dir lastet, zu reinigen? Dann sollst du mir willkommen sein,“ sagte er.

„Ach, laß das jetzt,“ gab sie nervös zurück, „ich habe eine große Bitte an dich, Maurice. Du mußt mir helfen —“

Sie nagte verlegen an ihrer Unterlippe. Er kannte diese Miene.

Ein verächtlicher Zug um den Mund ließ sein Gesicht stolz und unnahbar erscheinen.

„Wieviel?“ fragte er mit schneidendem Hohn. Sie erbleichte.

„Zehntausend Francs,“ sagte sie.

„Darf ich erfahren, wozu du schon wieder eine so große Summe benötigst?“ fragte er.

Die verlogene, ein ganzes Netz von Lügen um sich verbreitende Frau war um eine Antwort verlegen.

„Du schweigst,“ bemerkte der Graf achselzuckend, „nun, ich bedaure, deine Geldforderungen ein und für allemal ablehnen zu müssen.“

Sie taumelte zurück.

„Maurice,“ rief sie, „weißt du auch, daß deine Weigerung meinen Tod bedeuten kann?“

In demselben Augenblick wurde die Tür geöffnet.

Auf der Schwelle derselben erschienen zwei Polizeibeamte, hinter diesen Lamard, der Polizeichef, und als letzter, noch von der Portiere verborgen, Sherlock Holmes. Ernst und feierlich trat Lamard auf die totenbleiche, am ganzen Körper zitternde Frau zu.

„Madam Marguerite Saint-Pierre!“ sagte er fest und laut. „Im Namen der Republik! Ich erkläre Sie hiermit für verhaftet!“

Sie stand, wie zu Stein erstarrt.

„Verhaftet?“ schrie sie freischend auf, „man wagt es, mich zu verhaften?!“

Da schob Sherlock Holmes die Portiere beiseite und trat gleichfalls ein.

Sie wich zurück, als habe sie einen Geist gesehen.

„Er lebt!“ schrie sie gellend.

„Barmherziger! Hat sich denn alles gegen mich verschworen?!“

Die Beamten führten sie hinweg.

Hinter ihnen barg ein Mann schluchzend das Gesicht in den Händen, gebrochen an Leib und Seele. —

Die Spur der beiden Apachen hat man bis jetzt vergeblich gesucht.

Die namenlosen Burschen, deren Heimat überall und nirgendwo ist, scheinen wie vom Erdboden verschwunden.

Feuilleton.

Der Paletot.

Als der Herr Amtsgerichtsrat Pfeiffer in sein Bureau wollte, fehlte ihm der Paletot.

Er war erst in der Frühe von einer Dienstreise zurückgekehrt, wobei er seinen schweren Hohenzollernmantel getragen hatte. Jetzt witterte und fluchte er, daß er nach kaum vierstündigem Schlaf schon wieder in den Dienst sollte. Und nun fehlte ihm obendrein der Paletot!

Das Dienstmädchen hatte sich schon halbtot gesucht und die Köchin, die sich im Bewußtsein ihrer hohen Stellung mehr Zeit ließ, fand ihn ebensowenig.

„Wann hab' ich ihn denn zum letztenmal angehabt, Babette?“

„Ach, das is schon lange her, Herr Rat. . . ich glaube, 's war am Geburtstag der gnädigen Frau.“

Herrn Pfeiffers Aufgeregtheit wurde plötzlich zum lauernden Ernst.

Seine Frau . . .? Seine Frau hatte am fünfzehnten September Geburtstag . . .; also vor mehr als einem Monat hätte er den Paletot zuletzt angehabt . . .? Nein, so lange war das noch nicht her!

Er fixierte das schon ganz verwirrte Mädchen scharf durch seine blitzenden Brillengläser; sollte da ein geheimes Einverständnis bestehen?

In seinem Arbeitszimmer vor dem großen Schreibtisch stehend, ließ er das Mädchen, das ihm gegenüber die Blicke gesenkt hielt, nicht aus den Augen.

Zweifellos, sie fühlte sich schuldbewußt!

„Warten Sie hier!“ sagte der Amtsgerichtsrat streng, „oder meinetwegen suchen Sie noch einmal alles durch.“

Damit ging er sehr böse hinüber in das Schlafzimmer, wo seine Frau noch süß schlummerte.

Heinrich Pfeiffer war fünfzig Jahre alt, seine Frau erst vierundzwanzig. Er besaß Vermögen; sie war arm gewesen. Dann hatte er in seiner amtlichen Eigenschaft alle diejenigen Bücher zu prüfen, in deren moralische Qualität der Staatsanwalt Zweifel setzte. Das war nichts für den Amtsgerichtsrat; sein an sich cholertisches

Temperament wurde dadurch zu sehr mit Vorstellungen gesättigt, die ihn fortwährend beunruhigten. Und spielte nicht in diesen Erzählungen, in denen es von getäuschten Ehemännern und schuldigen Frauen wimmelte, der vom Liebhaber verwechselte Paletot eine Hauptrolle?

Aber Heinrich Pfeiffer war nicht der Mann, sich von irgend jemand — und sei es selbst die eigene Frau — düpierten zu lassen!

Ging also hinüber zu seiner Gattin, die rundlich und rosig in ihrem spitzenbesetzten Nachtkäpfchen noch süß träumte. Bei diesem so schuldlos lieblichen Anblick wurde der Herr Rat unsicher. Doch das dauerte nur einen Moment. Zu oft schon hatte er in seinem Leben der Lüge die täuschende Maske vom Gesicht gerissen!

Und so zog er die Schultern ein wenig an, legte die Stirn in Falten, ganz wie er als Untersuchungsrichter gewohnt war, und rief strengen Tones:

„Euphorbia!“

Für gewöhnlich nannte der Herr Amtsgerichtsrat sein Weibchen „Mimi“, da ihm der Taufname der Gattin, den diese den botanischen Liebhabereien ihres Papas verdankte, zu wenig gemütlich erschien. Aber in diesem Moment sprach aus Herrn Pfeiffers der Untersuchungsrichter, der sich pflichtgemäß streng an das Nationale seines Inquisiten hält.

Indessen, der Herr Rat mußte noch etliche Male „Euphorbia“ rufen, ehe Frau Mimi ihm antwortete.

„Was willst du denn, lieber Heinrich?“ meinte sie schlaftrunken, „und weshalb gibst du mir auf einmal wieder den verdrehten Namen?“ setzte sie etwas angeärgert hinzu.

„Ich muß dich ersuchen, aufzustehen, liebe Freundin!“

Diese Anrede kam ihm ganz unwillkürlich; er hatte gefunden, daß sie in „diesen Geschichten“ häufig angewandt wird.

„Ich bin aber noch müde“, sagte die Frau Rat ziemlich ungnädig.

„Trotzdem,“ entschied er, „du mußt sofort aufstehen!“

„Nanu?“ machte sie; „was ist denn los?“

„Los ist gar nichts. Du sollst dich nur erheben.“

Die junge Frau hatte ihren hübschen Oberkörper ein wenig aufgerichtet und stützte ihn auf den vollen Arm.

„Ich verstehe dich nicht, Heinrich, was hast du denn wieder mal?“

„Du sollst aufstehen!“

Er sprach schon um mehrere Tonnuancen höher als gewöhnlich.

Sie lachte.

„Mit Schreien erreichst du bei mir nichts, lieber Freund.“

Sie gebrauchte jetzt unwillkürlich auch die in „diesen Geschichten“ übliche Anrede und bestärkte ihn damit in seinem Verdacht.

„Entweder du sagst mir, was du eigentlich von mir willst, oder ich bleibe liegen!“

Der Amtsgerichtsrat kochte innerlich; endlich entschloß er sich doch: „Mein Paletot ist nicht da! Wo ist mein Paletot?“

Die kleine Frau lachte hell auf: „Das ist ja unbezahlbar! Dein Paletot ist nicht da . . .! Und darum machst du mir solche Szene? Was weiß ich denn, wo dein Paletot ist! Frage doch eins von den Mädchen, die werden'n dir suchen!“

Und sie brach abermals in ein lustiges Gelächter aus.

Aber Herr Pfeiffer blieb todernt. Ihn täuschte man so leicht nicht! Derartige Heiterkeitsausbrüche, die gewöhnlich in der tödlichsten Verlegenheit ihre Wurzel hatten, die kannte er aus seiner Praxis zur Genüge! Allerdings hatte er bis jetzt noch keinen Beweis für seine Vermutung. Also Vorsicht fürs erste.

Und während er seine Frau betrachtete, die sich mit dem ruhigsten Gesicht von der Welt wieder in die Kissen gelegt hatte, entwarf er einen genauen Feldzugsplan. Dann sagte er, ruhiger als vorher, noch einmal: „Du willst also nicht aufstehen?“

„Nein, wenn du nicht anders zu mir sprechen kannst, nicht.“

Er ging. Und drehte sich auch nicht um, als er die kleine Frau leise weinen hörte. Vorläufig hatten diese Reuetränen für ihn keinen Wert. Später, wenn er den Schuldigen ermittelt und zur Bestrafung gezogen hatte, dann würde man vielleicht sehen . . . Denn im Grunde hatte er sie doch furchtbar lieb, seine kleine Mimi, und hätte ihren Verlust kaum ertragen. Aber vor allen Dingen mußte Klarheit geschaffen werden!

Vorerst galt es nun, jede „Kollisionsgefahr“ zu vermeiden. Babette, die sicherlich mitschuldig war, mußte unschädlich gemacht werden!

Er ging in sein Arbeitszimmer zurück und klingelte.

Babette kam.

„Sie werden hier in meinem Arbeitszimmer bleiben, bis ich aus dem Bureau zurückkomme! Ich verbiete Ihnen jede Verständigung mit meiner Frau, verstehen Sie?!“

Das Mädchen schluchzte. Sie hatte keine Ahnung, was der Herr Rat von ihr wollte. Aber vom Lande und noch nicht lange in der Stadt, hatte sie eine geradezu abergläubische Furcht vor dieser hohen Gerichtsperson und versprach alles mit Tränen in den Augen.

„Wer war in meiner Abwesenheit, während ich verreist war, mein' ich, hier? Wer hat meine Frau besucht?“

„Die . . . die . . . die Frau Baumeister Schumann und die . . .“

Das Mädchen stotterte.

„Die Frau Schwiegermama . . .“

Den Herrn Rat überlief ein leises Frösteln, aber er sagte würdevoll:

„Die Damen mein' ich nicht. Ich meine männliche Besucher.“

Das Mädchen besann sich.

„Der Schuhmacher, der der gnädigen Frau Maß genommen hat . . .“

„Ach was, das will ich ja nicht wissen; die Herren aus der Gesellschaft sollen Sie mir nennen, die in meiner Abwesenheit hier waren!“

„Aus der Gesellschaft?“ Babette sah ihren Dienstherrn groß an. „Wir haben gar keine gegeben, während Herr Rat weg waren.“

Der war ganz verzweifelt. Entweder dieses Geschöpf war wirklich so grenzenlos einfältig, oder er hatte eine ungemein raffinierte Person vor sich. Jedenfalls wollte er sie „isolieren“.

Und den schweren Hohenzollernmantel umnehmend, ließ er das Mädchen in seinem Zimmer zurück, das er zweimal hinter sich abschloß.

Aber kaum draußen auf dem Korridor, fiel es ihm ein, daß er

sich da eben einer strafbaren Handlung schuldig gemacht habe. Das war ja Freiheitsberaubung! Damit konnte er sich seine Karriere ein für alle Mal ruinieren. Und das war ein Punkt, wo die Vorsicht des Herrn Amtsgerichtsrates keine Grenzen kannte. Er hatte stolze Pläne. Und einen Anlaß, die Verwirklichung dieser Pläne zu gefährden, den gab es für Herrn Pfeiffer nicht auf der Welt!

Er schloß also wiederum auf, ließ das noch immer weinende Mädchen heraus und nahm ihr nur das heilige Versprechen ab, kein Wort über die ganze Angelegenheit mit seiner Frau zu sprechen.

Das Mädchen gab das geforderte Versprechen ohne weiteres und hielt es auch so pünktlich ein, daß es mit Frau Rat zwar kein Wort, wohl aber mit der Köchin deren einige über die Sache redete. Und die Dame der Küche, welcher kein gegebenes Wort die Zunge band, war derart aufgebracht über den „Herrn“, daß sie nicht abwartete, bis „die Frau“ sich erhoben hatte, sondern sich Zutritt ins Schlafzimmer verschaffte und dort einen die Geschichte außerordentlich scharf beleuchtenden Vortrag hielt.

Der Amtsgerichtsrat wandelte unterdessen gedankenvoll die Straße, die ihn ins Bureau führte. Er ließ alle seine Bekannten Revue passieren: lauter angejahrte, unter der Bürde ihres Amtes würdig dahinschreitende Männer, die vielleicht nicht alle Tugendbolde waren, aber doch ganz genau wußten, was sie einem Kollegen schuldig waren . . . Oder nein, doch nicht . . .! Da war der Referendar Lössen . . ., sollte der am Ende . . .?!

Und als habe der Teufel ihn hergezaubert — aufblickend bemerkte Herr Rat Pfeiffer den jungen Mann auf der andern Straßenseite, nach derselben Richtung zugehend.

Daß Referendar Lössen dort entlang ging, daß er zu seinem schwarzen Zylinder einen Ueberzieher trug, daran wäre noch nichts Bemerkenswertes gewesen, aber daß dieser Paletot mausgrau war und somit genau dieselbe Farbe zeigte, wie der dem Herrn Amtsgerichtsrat abhanden gekommene, das war entschieden belastend. Man muß sich überzeugen, ob die Farbe auch bei näherer Besichtigung dieselbe Nuance behält und ob auch das Rockfutter übereinstimmt.

„Herr Referendar!“ rief der Rat, über den Straßendamm eilend, ziemlich ungeniert.

Der junge Mann drehte sich um, grüßte ehrfurchtsvoll und erkundigte sich nach dem Befinden des Herrn Vorgesetzten.

„O, danke, danke!“

Der Rat betrachtete den jungen Rechtsbesessenen äußerst scharf.

„Sie sehen blaß aus, Herr Referendar,“ meinte er dann mit eigentümlicher Betonung, innerlich überzeugt, jenem schlage das Gewissen.

„Trink' du mal so viel, wie ich gestern Abend!“ dachte der Referendar, „und sieh dann nicht blaß aus!“

Laut aber sagte er:

„O, ich fühle mich ganz wohl.“

„So . . . so . . .“ knurrte der Rat.

Er suchte fortwährend nach einem Mittel, um den andern zu zwingen, daß er seinen Paletot ausknöpfte. Leider rauchte er selbst nicht, sonst hätte er um eine Zigarre gebeten . . ., aber schließlich, wo so vieles auf dem Spiele steht, da kann man sich ja auch mal zum Rauchen zwingen!

Und er tat.

„Würden Sie mir mit einer Zigarre aushelfen, lieber Referendar? Ich habe die meinigen zu Hause liegen lassen.“

„Nanu, der roocht doch sonst nicht?“ dachte der Chemisjünger, beeilte sich aber nichtsdestoweniger, dem Rat sein Etui anzubieten. Er öffnete zu diesem Zweck den Paletot, und der Rat sah, was sein Blut fast erstarren ließ — ein bläulich geripptes Seidenfutter . . .; kein Zweifel: es war sein Paletot . . .! Dieser Mensch war gestern in seiner Wohnung und hat den Paletot in der Eile verwechselt.

Natürlich, ihm haben diese Schlangen, die Dienstmädchen, nicht den fremden Paletot gegeben! Das bedarf gar keiner Erklärung!

Da heißt es denn einfach: der Paletot ist nicht da, und fertig! Aber nein, mit ihm wurde man so leicht nicht fertig! So leicht nicht! Alle, alle sollten sie dran glauben; auch die beiden Mädchen! Heinrich Pfeiffer läßt sich nicht spotten!

Der Rat rannte förmlich, er hielt die Zigarre — übrigens eine sogenannte „Dreimänner-Zigarre“, was Schwere anbetraf — noch immer unangezündet zwischen den Fingern.

Dem Referendar wurde ordentlich bange.

„Sie eilen ja so, Herr Rat . . . Darf ich Ihnen nicht Feuer geben . . .? Nein, bitte, erst müssen Sie die Zigarre abschneiden,“ setzte er lächelnd hinzu, als der Rat den Glimmstengel mit der nicht abgeschnittenen Spitze nach vorn in den Mund steckte.

„Pardon!“ murmelte der Rat, nahm Feuer und qualmte los wie ein Kossät. Der Rauch erhöhte sein Wohlbefinden, nicht nur die wahrhaft mörderischen Blicke, die er, ohne zu sprechen, auf den jungen Mann an seiner Seite schoß, veranlaßten diesen schließlich, sich mit einer Entschuldigung seitwärts in die Büsche zu schlagen.

„Warum habe ich ihn nicht ohne weiteres auf offener Straße gehorjagt?“ dachte der Rat. „Als anständiger Mensch kann man das allerdings nicht gut, aber immerhin . . . wenn ich ihn wiedersehe, erwürge ich ihn!“

Während dieses letzten Gedankens hatte der Rat den allerdings selbst nicht eingestandenen Wunsch, er möchte Herrn Referendar Loffen vorläufig nicht wiedersehen!

Endlich, endlich war er in seinem Bureau. Aber diese sonst so vertrauten Räume, wo er so manchen Schuldigen zerschmettert und so manchen Unschuldigen halbtot geängstigt hatte, gähnten ihn heute an wie Katafomben . . . Da gab es doch gar keinen Ausweg: er mußte sich heute noch nach einem Kartellträger umsehen und den Referendar Loffen fordern . . . Dabei war er so ungeschickt mit Schußwaffen, beim Militär hatte er stets als der schlechteste Schütze gegolten . . . Trotzdem, es mußte sein . . . O Mimi, Mimi! Womit hatte er das um sie verdient?!

Er wollte arbeiten, aber es ging nicht. So klingelte er nach dem Bureaudiener.

„Ich lasse Herrn Amtsanwalt Dobermann fragen, ob er nachher für mich zu sprechen ist.“

Der Diener kam sofort zurück und meldete, der Herr Amtsanwalt stehe zu Diensten.

Als Herr Pfeiffer drüben war und seinem alten Freunde Dobermann sein Herz ausgeschüttet hatte, riet ihm dieser:

„Seien Sie ruhig, überstürzen Sie nichts, ich werde dem jungen Menschen vorher mal auf den Zahn fühlen.“

„Aber mein Gott, ein Irrtum ist ja leider ganz ausgeschlossen!“

„Wieso, es gibt doch mehr Ueberzieher von derselben Farbe, die auch ähnliches Futter haben.“

Der Amtsgerichtsrat seufzte tief auf. Ihm wär's wahrhaftig recht, wenn er sich irrte, aber wenn der Freund das Schuldbewußtsein des Beteiligten gesehen hätte!

Der Amtsanwalt tröstete ihn und sagte, heimlich lächelnd, schlimmstenfalls würden ein paar Kugeln gewechselt werden, was ja auch am Ende nicht so gefährlich sei.

„Für dich nicht,“ dachte der Amtsgerichtsrat bitter, sagte aber sehr freundlich, daß er natürlich abwarten und dann der Notwendigkeit entsprechend handeln würde.

* * *

Als der Amtsgerichtsrat nachmittags wieder seine Wohnung und sein Arbeitszimmer betrat, fand er auf der Chaiselongue seinen Koffer aufgeklappt, darin lag, von ihm selbst eingeschnürt, wie er sich plötzlich erinnerte, der bewußte mausgraue Paletot.

Er klingelte. Es kam niemand. Wie er hinausging in die Küche, fand er dort die beiden Mädchen, die ihn anfangs gar nicht zu bemerken schienen, dann aber beide gleichzeitig auf ihn losstürzten

mit der Mitteilung, sie kündigten. Da die gnädige Frau fortgegangen sei, gingen sie auch, bei einem einzelnen Herrn blieben sie nicht.

Der Herr Amtsgerichtsrat, bereits sehr klein geworden, bat sich Bedenkzeit aus. Er würde ihnen morgen auf ihre Kündigung antworten. Die Mädchen erfüllten mit herablassendem Nicken seine Bitte.

Dann nahm Herr Pfeiffer einen Wagen und fuhr zu den Schwiegereltern. Die Frau Schwiegermama empfing ihn, und ihr gegenüber war er einer jener armen Kerle, denen er sonst in seinem Bureau die Hölle heiß machte. Schließlich kam ein Pakt zustande: einmal wollte man ihm die liebe, kleine Frau noch wiedergeben, machte er aber mit seiner verrückten Eifersucht nochmal solche Geschichten, dann ist's Essig mit der Versöhnung!

Und Frau Mimi mit ihrem weichen Herzen fuhr ganz liebevoll an der Seite ihres Mannes wieder zurück ins eheliche Heim.

Auf dem Wege mußte der Rat rasch noch eine Depesche aufgeben.

„Eine unaufschiebbare Angelegenheit, liebe Mimi!“ erklärte er wahrheitsgemäß und war froh, als er Dobermanns Antwort erhielt, daß alles in Ordnung sei.

Auch die beiden dienstbaren Geister nahmen ihre Kündigung zurück. Die Köchin meinte später zu Babette:

„Er is soweit 'n ganz guter Mann, bloß 'n bißchen kurz muß er gehalten werden . . . na, wie alle Männer!“

Humor aus dem Gerichtssaal.

Die Hose des Bräutigams.

Eine Tragikomödie vor dem Geschworenengericht.

In Schleier und Myrtenschmuck stand die Braut. In Erwartung, Wut und Unterhose stand der Bräutigam. Jedoch nicht neben der Braut, wie wir zur Vermeidung von Irrtümern ausdrücklich hervorheben wollen, sondern in seinem Junggesellenheim. Ein wenig nervös trat die Braut zum Fenster und schaute hinaus sehnenenden Blickes; doch der Erwartete kam noch immer nicht. Der Tobsucht nahe, trat der Bräutigam zum Fenster und schaute hinaus verzweifeln den Blickes; doch die Erwartete kam noch immer nicht — nicht etwa die Braut, wie wir zur Vermeidung von Irrtümern ausdrücklich hervorheben wollen, sondern — die Hochzeitshose! Sekunde um Sekunde verging, Minute reihte sich an Minute, immer näher rückte die Stunde, da Hymens Rosenfesseln ihn mit der Holden verbinden sollten — und die Hose kam nicht, kam noch immer nicht. — O, diese Schneider — diese elenden Schneider! — Solch ein Schneider hat kein Verständnis für die Empfindungen eines Mannes, der den Moment mit der Sicherheit des unerbittlichen Naturgesetzes herannahen sieht, in welchem er in den heiligen Stand der Ehe treten soll und nicht kann, weil — die Hose fehlt. — Jawohl, es gibt Augenblicke im Menschenleben! — Und dann geschah das Entsetzliche: Charles F. McCann, hervorragender New Yorker Rechtsanwalt und ehemaliger Hilfs-Staatsanwalt, trat an den Kleiderschrank und entnahm ihm eine alte Hose. — In diesem Moment brach der hervorragende New Yorker Rechtsanwalt und ehemalige Hilfs-Staatsanwalt für ewig mit seinem langjährigen Hoslieferanten Joseph Schanz, wohnhaft Nr. 18 West, 39. Straße New York City, Staat New York, United States of America. — Dieser denkwürdige Moment ereignete sich anno 1904. — In unsern Tagen nun stand Charles F. McCann, der hervorragende New Yorker Rechtsanwalt, vor den Schranken des Geschworenengerichts als Angeklagter. Die zwölf „guten und getreuen Männer“ sollten die Frage entscheiden, ob Charles F. McCann verpflichtet sei, die Hochzeitshose, die ihn nicht erreichte, zu bezahlen. Des Schneidermeisters Anklage wegen verweigerter Be-

zahlung machte wenig Eindruck auf den Gerichtshof und die Geschworenen; sowas hört man in diesen heiligen Hallen alle Tage und viele Male an jedem Tage. Doch das, was der Angeklagte vorzutragen hatte, hört man nicht alle Tage im Tempel der Themis. Schon nach den ersten Worten lauschten Gerichtshof und Geschworene mit Spannung und Verständnis der lebendigen Schilderung der Seelenkämpfe, die einen Bräutigam durchtoben, wenn er weiß, daß die Braut in Kranz und Schleier ihn erwartet, während er von unsichtbaren Ketten festgehalten wird; denn der Mangel einer Hose sei in solchen Momenten schlimmer als die stärksten Ketten. Und als er von Qualen sprach, die ihn marterten, während er neben seiner hold geschmückten, wonnigen Braut, angetan mit einer alten Hose (nicht die Braut, sondern er) vor den Altar treten mußte, da bewegte mancher Geschworene das Taschentuch aus Auge, und aus dem Zuhörer Raum vernahm man das Schluchzen schöner Frauen. Die Geschworenen zogen sich zur Beratung zurück. — Länger als eine halbe Stunde verging; — die Spannung stieg aufs höchste. — Endlich traten mit ernstern Mienen die zwölf guten und getreuen Männer wieder in den Saal. Der Obmann gab kund und zu wissen, daß die Jury sich auf einen Wahrspruch geeinigt habe: „Wir zwölf guten und getreuen Männer finden den Angeklagten nichtschuldig, er hat die Hose nicht zu bezahlen!“ Ein Seufzer der Erleichterung zog durch den Saal, die Mienen der Richter klärten sich auf, und der Vorsitzende verkündete den Freispruch. — Unter Jubel zog die Menge mit dem Märtyrer des Hochzeitstages von dannen. Nur ein Mann mit einem Pack unter dem Arme schlich scheuen und gesenkten Blickes flüchtig dahin; — das war der Schneidermeister mit des Bräutigams verschmähter Hose, der sich aus dem Staube machte, denn er befürchtete ein Lynxgericht.

Aus dem Inhalt der nächsten Nummer (109): **Das Drama von Messina.** (Eine Erzählung aus Siziliens jüngsten Unglückstagen.)

Wie verbessere ich meine Lage?

Das ist heute eine brennende Frage für viele, da infolge des grossen Andranges von Bewerbern zu allen Staatsstellen, kaufmännischen und andern Berufen ein scharfer Wettbewerb und ein langsames Tempo im Vorrücken eingetreten ist. Und doch braucht niemand, der zu arbeiten gewillt ist, verzagen. Während nämlich an mittelmässigen Kräften ein Ueberfluss vorhanden ist, sind wirklich tüchtige Kräfte auf allen Gebieten sehr gesucht und verdienen auch dementsprechend. Bilden Sie Ihre geistigen Fähigkeiten zur höchsten Vollkommenheit aus, und die Welt steht Ihnen offen. Entweder kommen Sie in Ihrem eigenen Berufe rasch vorwärts infolge vorzüglicher Leistungen, oder es bietet sich eine günstige Gelegenheit in einer andern Sparte, oder Sie erreichen einen guten Nebenverdienst durch Verwertung einer Fähigkeit, die vormals in Ihnen nur geschlummert hatte. Den besten Weg zur Ausbildung aller Ihrer Fähigkeiten zeigt Ihnen Poehlmanns preisgekrönte Gedächtnislehre, wie das von tausenden dankbarer Schüler bestätigt wird. Hier nur ein paar Auszüge: „... Ich kann mir keinen Beruf denken, dem diese Lehre nicht nützen sollte“ ... H. K. — „Ihre einzigartige Lehre hat nicht nur meine geistigen Kräfte zur Entfaltung gebracht, sondern auch die Lust am Lernen und die Freude am Leben erhöht.“ ... P. K. — „... Wie viel Freude und Energie schafft doch das Studium Ihrer Lehre.“ ... K. A. B. — „... Ich verdanke den grössten Teil meiner Erfolge und Kenntnisse im praktischen Leben Ihrer Gedächtnislehre.“ ... B. M. — „... Durch Ihre Lehre werde ich ein ganz neuer Mensch; jetzt erst weiss ich, wie man denken und lernen soll.“ ... S. A. — „Wer Ihre Lehre gewissenhaft zunutze zieht, muss ein Genie werden oder man kann nichts auf der Welt werden.“ R. H.“ Verlangen Sie Prospekt von

L. Poehlmann, Prannerstr. 13, München W. 72.

Poehlmanns Gedächtnislehre wurde ausgezeichnet mit:

1 Ehrenkreuz, 3 Grand Prix, 5 Goldenen Medaillen.

Buch über die Ehe
von Dr. Retau mit 39 Abbildungen
statt 2.50 Mark nur **75 Pfennig**.
R. Oschmann, Konstanz L. 58.

Bandwurm-Mittel
Keine Kapseln! Geschmacklos!
Erfolg garantiert. Kur 3,50 M. franko.
Prospekt gratis.
Medizinisches Versandhaus 63, Berlin-Wilmersdorf 2

Lustige Ecke.



Galgenhumor.

Präsident (zu einem zum Tode verurteilten Barbier):
„Haben Sie noch etwas zu erwidern oder einen sonstigen Wunsch?“

Verurteilter: „Jawohl, ich möchte den Herrn Staatsanwalt gern mal rasieren!“

Wundervolle Büste, schöne, volle Körperform durch uns. ärztl. empf. Nahrungspulver „**THILOSSIA**“ (gesetzl. gesch.), preisgekr. Berlin 1904. Allerschnellste Gewichtszunahme. Garant. unschädlich. Viele Anerkennungen. Karton 2 M., b. Postvers. Nachnahme- u. Portospesen extra.
R. H. HAUFE, Berlin 2, Greifenhagener Strasse 70.

Sklaven-Romane v. Taylor
pro Band 2 20 M. Kataloge gratis
Rich. Berndt, Breslau 2/7.

Kein Kranker o. Nervenschwach. lasse unverweilt die elektr. Kuren von J. G. Brockmann, Dresden, Moszinskyst. 6 N. Eine Reform-Naturheilkunde, Kur im eigenen Heim ohne Berufsstörung ausführbar. — Prosp. üb. Selbstbehandlungs-Apparate grat. u. frko. Grossart. Erfolge aktenmäss. nachw.

Bettnässen.

Das bis jetzt **vorzüglichste** und in seiner Wirkung unübertroffene Mittel gegen dieses so lästige Leiden sind die bekannten

Pastillen gegen Bettnässen

à Schachtel Mk. 3.— per Nachnahme. Erfolg durch Dankschreiben erhärtet. Echt nur durch die **Löwen-Apotheke, Regensburg-A. 5.** zu beziehen.

Das Tagebuch des Flohs
Hochinteressante Erzählungen aus den Erlebnissen eines Flohs. Preis nur M. 1.50. Prosp. u. Anerkennungen gratis.
E. Horschig Verlag DRESDEN-A. 20.

Rheumatismus? Gicht?

Verlangen Sie Broschüre gratis
Dr. Aug. Eppelsheim, Zwickau i. Sa. 6.

Stottern heilt unter Garantie
K. BUCHHOLZ, Hannover W. 1, Lavestr. 54.
2. Anst. : Kirchrode.

Ein wahrer Schatz für alle durch jugendliche Verirrungen Erkrankte ist das berühmte Werk: Dr. Retau's Selbstbewahrung

84. verb. Aufl. Mit 27 Abb. Preis 3 Mk. Lese es Jeder, der an den Folgen solcher Laster leidet. Zu beziehen durch das Verlags-Magazin in Leipzig, Neumarkt 21, sowie durch jede Buchhandlung.

Goldkörnchen d. Wissens. — Kataloge
(hochinteressant) versendet gratis.
W. Mähler, Leipzig 498

Verlag: Verlagshaus für Volksliteratur und Kunst, Berlin SW. 61, Gitschiner Strasse 13.

Für die Redaktion verantwortlich: **J. Butsch, Berlin.** — Verantwortlich für den Inseratenteil: **Felix Methner, Berlin-Wilmersdorf, Helmstedterstr. 3.** Druck von **Otto Elsner, Berlin S. 42.**

Interessant für Jung und Alt!

Neu!

Texas Jack

10 Pf.

der berühmteste Indianerkämpfer.

Erinnerungen und Abenteuer des grossen Kundschafters der Vereinigten Staaten Nordamerikas.

In jeder Woche erscheint ein hochinteressanter, in sich abgeschlossener Band — 32 Seiten stark — zum Preise von

10 Pfennig.

Titel der ersten Bände:

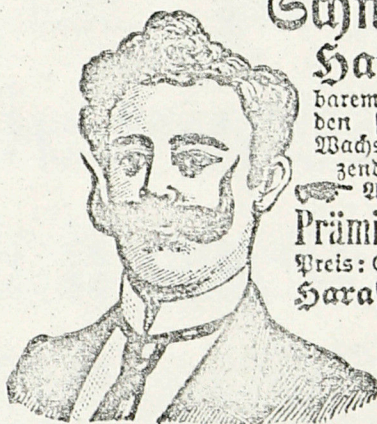
- | | |
|---|---|
| 1. Band: Ein Held von sechzehn Jahren. | 14. Band: Jane Golding, die Banditenkönigin. |
| 2. Band: Die Raben von San Francisco. | 15. Band: Wie Texas Jack seinen Vater fand. |
| 3. Band: Das Gespenst von Fort Leaton. | 16. Band: Die Blutpost von Farmington. |
| 4. Band: Das Blutbad von Camp Lancaster. | 17. Band: Der Millionendieb von San Francisco. |
| 5. Band: Der letzte König der Comanchen. | 18. Band: Die Hochzeit von Buena-Vista. |
| 6. Band: Die Goldgräber von Arizona. | 19. Band: Die Zerstörung von Troja. |
| 7. Band: Texas Jack als Detektiv. | 20. Band: Barnum und Texas Jack. |
| 8. Band: Das geheimnisvolle Schloss in Mexiko. | 21. Band: Indianer-Treue. |
| 9. Band: Das Geheimnis des Trappers Ben Bärenklaus. | 22. Band: Die schwarze Hand von Texas. |
| 10. Band: Die rote Squaw. | 23. Band: Der Zauberer vom Prescottpark. |
| 11. Band: Der Skalp mit dem blonden Mädchenhaar. | 24. Band: Im Luftballon über den „Wilden Westen“. |
| 12. Band: Die Rache des Mormonen. | |
| 13. Band: Ein Ritt am Tode vorüber. | |

Zu beziehen durch jede Buch- u. Papierhandlung, auf Wunsch auch gegen Einsendung des Betrages für die gewählten Bändchen vom

VERLAGSHAUS, BERLIN SO. 26.



Garantie: Bei Nichterfolg Betrag zurück.



Schnurrbart! Streng reell!

Sarasin unterstützt den Haar- und Bartwuchs mit wunderbarem Erfolge. Wo kleine Härchen vorhanden sind, entwickelt sich rasch üppiges Wachstum, was durch Hunderte von glänzenden Dankschreiben nachgewiesen ist. **Ärztlich begutachtete Wirkung.**

Prämiiert: Goldene Medaille Marseille. Großer Ehrenpreis Rom.

Preis: Stärke I 2 Mk., St. II 3 Mk., St. III 4 Mk.

Sarasin ist einzig und unerreicht dastehend, v. Sachverständigen, staatl. approb. Polizei-Chemiker, Ärzten usw. geprüft, warne deshalb vor wertlosen, mitunter sehr billigen Methoden, die mit großem Geschrei angepriesen werden.

Postversand direkt durch: **Kosmet. Laboratorium „Violetta“, Nürnberg 183.** Herr Th. in E. schreibt: Da mein Freund durch Ihr Sarasin in 3 Wochen einen fichten Schnurrbart bekommen hat, so erlaube mir Anweisung einer Dose Stärke II zu 3 Mk. p. Nachn. Depos in Berlin: **Max Schwarzkopf, Hoflieferant E. M. des Kaisers, Königsstraße 59.** Hamburg: **E. Lübbert, Gr. Bleichen 20.** München: **E. Volkhardt, Theresienstraße 55.** Leipzig: **Dr. Molin, Markt 12.** Wien: **E. Bister, Mariabillerstraße 86.**

SPORT

Thaddäus Robl

„Der Radrennsport“

Elegant broschiert Mk. 1,80
„ gebunden „ 2,20

In diesem Buche bemüht sich Thaddäus Robl, das Wesentlichste des modernen Radrennsports zusammenzufassen und die Art und Weise seines Trainings zu schildern.

Ausführliche Prospekte hiervon sowie vollständ. Verzeichnisse der „Bibliothek für Sport und Spiel“ umsonst und portofrei vom

Sportverlage Grethlein & Co., Leipzig.

„Der Ringkampf“

von Dr. Georg Zadig.

Mit ca. 150 Abbildungen der bekanntesten Professionalringer, wie: Koch, Siegfried, Strenge, Sturm, Dieckmann, Lurich, Burghardt, Laurent le Beaucalais, Omer de Bouillon, Aberg, Romanow, Petrow etc. etc.

Elegant broschiert Mk. 3,20
„ gebunden „ 3,80



Entüllte menschl. Macht!

oder Geheime Mächte. Grösstes Aufsehen erregend, einzig prakt. Lehrbuch von Dr. Ag. jam zur Entfaltung verborgener, geheimer Gewalten nach neuester Methode. Die Geheimnisse, grösste Erfolge u. Vorteile jed. Art zu erringen. Bezwingender Einfluss auf andere, ohne deren Wissen u. Willen. Geheime Liebesmacht. Einziger Weg zum Glück, Wohlstand, Gesundheit, Energie, Körperkraft u. Geistesfrische! Preis 1,70 Mk. in folg. garant. Gross. ill. Bücherkatal. grat. Klengels Verlag 176, Dresden 19.

Ein wahrer Schatz für alle durch jugendliche Verirrungen Erkrankte ist das berühmte Werk: **Dr. Refau's Selbstbewahrung** 84. Aufl. Mit 27 Abbildungen. Preis 3 Mark. Lese es Jeder, der an den Folgen solcher Laster leidet. Tausende verdanken ihm ihre Wiederherstellung. Zu beziehen durch das Verlags-Magazin in Leipzig, Neumarkt 21, sowie durch jede Buchhandlung.

Insertate in dieser Wochenschrift haben sicheren Erfolg! Preis für die Nonp.-Zeile nur 1,50 M.



Aus den Geheimnissen der Welt-Defektivs

Titel der ersten Bände:

- | | |
|--|--|
| 1. Band: Das Geheimnis der jungen Witwe. | 23. Band: Das Gespenst von Milster Castle. |
| 2. Band: Die blutigen Juwelen. | 24. Band: Im Sarge neben der Höllemaschine. |
| 3. Band: Das Rätsel am Spieltische. | 25. Band: Der wiedererstandene Tote. |
| 4. Band: Die Tochter des Wucherers. | 26. Band: Der Lumpensammler von Paris. |
| 5. Band: Die Menschenfalle im alten Hause. | 27. Band: Die Eheirung der Lady Ruth. |
| 6. Band: Der verschwundene Bräutigam. | 28. Band: Oceana, die Königin der Luft. |
| 7. Band: Die Spürnase des Oberkellners. | 29. Band: Die heimliche Gattin des Grossfürsten. |
| 8. Band: Die Geliebte des Staatsanwalts. | 30. Band: Die Giftmischerin von Castle Rock. |
| 9. Band: Die Lady mit d. Kanarienvibrant. | 31. Band: Die schöne Krankenschwester. |
| 10. Band: Der Mann mit den sieben Frauen. | 32. Band: Der Dolch des Negus. |
| 11. Band: Blackwell, der Themse-Pirat. | 33. Band: Die Leuchtkäfer von New York. |
| 12. Band: Die Falschmünzer von London. | 34. Band: Der Schmugglerkönig von Andorra. |
| 13. Band: Das Spitzenkleid der Königin. | 35. Band: Der Raub des Grafenkindees. |
| 14. Band: Das Geheimnis der Goldgräberhütte. | 36. Band: Eine verhängnisvolle Liebschaft. |
| 15. Band: Der Schatz des Sklavenhändlers. | 37. Band: Das Grab im Leuchtturm. |
| 16. Band: Nur ein Tropfen Tinte. | 38. Band: Mörderin aus Eifersucht. |
| 17. Band: Genie und Wahnsinn. | 39. Band: Die Rache der Kamorra. |
| 18. Band: Wie Jack, der Aufschlitzer, gefasst wurde. | 40. Band: Das Mysterium des Turmzimmers. |
| 19. Band: Der verräterische Kodak. | 41. Band: Eine Erscheinung aus dem Grabe. |
| 20. Band: Im Café National. | |
| 21. Band: Der polnische Jude. | |
| 22. Band: Ein adliger Langfinger. | |

Jeder Band obiger Sherlock Holmes-Erlebnisse kostet nur 20 Pf. Geschmackvolle Einbanddecken, für 25 Bände passend, 40 Pf.

Jede Buch- und Papierhandlung liefert die Bände und die Einbanddecken, auf Wunsch auch gegen Einsendung des Betrages das

Verlagshaus, Berlin SO. 26, Naunynstrasse 38.

Magerkeit

Schöne, volle Körperformen durch unser orientalisches Kraftpulver, preisgekrönt, gold. Medaillen, Paris 1900, Hamburg 1901, Berlin 1903, in 6-8 Wochen bis 30 Pfund Zunahme, garant. unschädlich. Aerztl. empfohlen. Streng reell — kein Schwindel. Viele Dank-schreib. Preis Kart. mit Gebrauchsanweis. 2 Mk. Postanw. od. Nachn. inkl. Porto. Hygien. Institut D. Franz Steiner & Co., Berlin 225, Königgrätzer Strasse 78.

Hygienische

Bedarfsartikel. Neuester Katal. grat. Geg. Eins. v. 20 Pf. verschl. Vogel & Co., Leipzig-Pl. 102.

Goldkörnchen d. Wissens. - Kataloge (hochinteressant) versendet gratis. W. Mähler, Leipzig 465

Bücher-Katalog (hochinteressant) versendet gratis. Fritz Casper & Co., Dresden 16 95.

Damen — Herren

empfehle ich, in ihrem eigenen Interesse meine interess. illustr. Preisliste gratis und franko zu verlangen. Gegen 50 Pf. in Marken verschl. Brief ohne Firma. **Heinr. Küppers'cht., Köln a. Rh. No. 936**